



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Sechster Teil Berichte aus der Arbeitswelt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93949)

Sechster Teil

Berichte aus der Arbeitswelt

Sprüche und Inschriften

Lehrlinge berichten über ihre Berufe

Berufsschullehrer erzählen aus ihren Erfahrungen

Männer und Frauen der Praxis melden sich zu Wort

Auch Dichter und Dichterinnen vertiefen sich in die Welt der Berufe

Sprüche und Inschriften

Lehrling — jedermann
Geselle — wer was kann
Meister — der was ersann.

Inschrift in einem Werkzeugschuppen:

Platz für alles, aber alles an seinem Platze!

Hausspruch an einer Tischlerei:

Meines Willens einzig letzte Meinung:
Gute Tische sind es, gute Stühle!
Geldverdienen ist Begleiterscheinung.
Immerhin erweckt sie Lustgefühle.

*

Ein ehrlicher Mann mag stecken
in welchem Gewande er will,
man muß ihn lieben.

(LESSING)

Jede Arbeit besitzt den gleichen Adel,
wenn sie nur nach besten Kräften
getan wird.

(WEINHEBER)

Die Vollendung der Hand liegt
nicht in den Fingern,
sondern in dem Werk, das sie schafft.

(CLAUDEL)

Die Größe eines Berufes besteht vor
allem darin,
daß er Menschen zusammenbringt. Es
gibt nur eine lebenswerte Freude:
den Umgang mit Menschen.

(de SAINT-EXUPÉRY)

Lehrlinge berichten über ihre Berufe

Auf Wunsch der Lesebuchherausgeber haben Berufsschullehrer ihren Klassen das Thema gestellt: Was würde ich dem Nachwuchs im neunten Schuljahr von meinem Beruf erzählen?

800 solcher Aufsätze sind eingegangen; hier einige Proben zu Nutz und Frommen der Leser und Leserinnen!

1. Ein Stahlbauschlosser schreibt:

Ihr sollt Euch selbständig in der Berufswahl entscheiden. Das könnt ihr nur, wenn Ihr Euch mit den Berufen, die Eurer Meinung nach in Frage kämen, vertraut macht. Deshalb soll ich Euch heute etwas von meinem Beruf als Stahlbauschlosser erzählen.

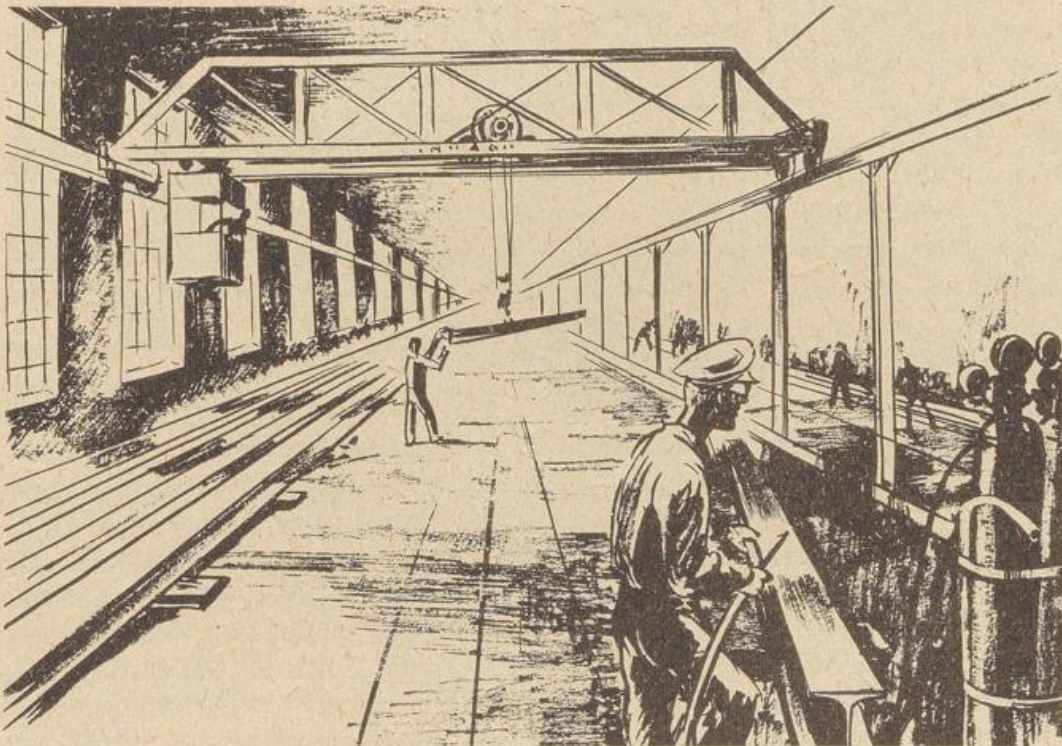
Wie schon der Name besagt, handelt es sich in diesem Beruf in der Hauptsache um die Bearbeitung von Stahl, und zwar im besonderen um Stahlprofile und Stahlbleche.

Was ein Stahlprofil ist? Ihr alle kennt sie; denkt nur an die verrosteten Träger, die überall aus den Trümmern starrten! Sie haben die verschiedensten Formen, wenn man ihre Querschnitte betrachtet, und das sind die Profile, z. B. **U**, **T**, **I**, (Doppel T), **L** (Winkel-) Profile. Die Verarbeitung von Trägern mit solchen Profilen zu *Bauzwecken* wie Hallen, Brücken oder Kranen, Gas- und Wasserbehältern ist die Aufgabe des Stahlbauschlossers.

Der Berliner *Funkturm am Messedamm* ist auch fast ausschließlich aus Stahl gebaut. Den kennt ihr sicher alle. Seinen Werdegang werde ich Euch deshalb wenigstens ungefähr erzählen:



Eine Stahlbaufirma hat den Auftrag bekommen, einen solchen zu bauen. Sie gibt ihn zunächst ihren *Konstrukteuren* zum Ausarbeiten. Sind die einzelnen Zeichnungen und Berechnungen fertiggestellt, kommen sie in die Vorhalle zum sogenannten *Vorzeichner*. Das sind die Männer, die aus den Zeichnungen herauslesen, was an Material notwendig ist. Sagen wir als Beispiel: Ein 4 m langer Träger von bestimmter Profilform ist erforderlich. Der Vorzeichner bekommt jedoch als Rohmaterial einen 6 m langen Träger. Er muß also auf ihm die Stelle anmerken, wo er durchgeschnitten werden muß, um die gewünschte Länge zu erhalten. Außerdem markiert er die Stellen, wo Bohrlöcher hineinkommen und welchen Durchmesser diese haben müssen. So werden sämtliche Einzelteile von dem Vorzeichner auf dem noch unbearbeiteten Material angezeichnet.



Verfolgen wir unseren nur als Beispiel gewählten Träger weiter. Er ist inzwischen beim *Zerschneider* gelandet, der entweder mit einem Brenner oder, wenn sein Opfer weniger stark ist, mit der Schere arbeitet. Das ist aber dann keine Schere, wie sie Eure Mutter hat, sondern eine viel größere, die auf einem Sockel steht.

Die nächste Station ist bei den *Bohrern*, die mit ihrer Bohrmaschine die vorgezeichneten Löcher machen. Sind alle Markierungen erfüllt, kommen die Träger zu den *Zusammenbauern*; sie beschmiegeln mit einer elektrisch betriebenen Schmirgelscheibe alle etwa noch vorhandenen unebenen Stellen und nieten dann die einzelnen Teile zu sogenannten Stößen zusammen. Ihr werdet Euch gut vorstellen können, daß der ganze Funkturm nicht in der Werkhalle zusammengenietet oder geschweißt und von dort fix und fertig an seinen Standort gebracht werden kann. Deshalb baut man zunächst die einzelnen Teile zu „Stößen“ zusammen, die sich einfacher transportieren lassen. — —

Die Montage, d. h. der Aufbau wird dann an Ort und Stelle vorgenommen, indem die *Monteure* Stoß auf Stoß aufmontieren; selbstverständlich sind sie auch Stahlbauschlosser.

Ja, und dann steht der Funkturm!

Man streicht ihn noch mit einem Antirostmittel an, und dann können die Zimmerleute und die Strippenzieher und noch einige andere Handwerker den Rest machen.

Das alles nimmt sich hier einfacher aus, als es ist; die vielen Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, kann ich nicht anführen; denn dann müßtet

Ihr schon mehr mit den speziellen Dingen vertraut sein. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, macht freilich erst die meiste Freude.

Eins habe ich noch vergessen. Auch *Schmiede* gibt es in jeder Stahlbaufirma; Männer mit heilen Kreuzen und anständigen Muskelpaketen können hier ihre Kräfte stählen. Überhaupt ist das Ganze ein harter Beruf; man muß schon zupacken können und darf unter keinen Umständen schwindlig werden.

Ich will Euch noch verraten, daß ich an Kursen im technischen Zeichnen und Abendlehrgängen über Gleichgewichts- und Festigkeitslehre teilnehme; vielleicht kann ich es so einmal zum Montage — oder Richtmeister bringen.

Und nun wünsche ich Euch viel Glück bei Eurer Wahl!

Wolfgang Priebisch, Stahlbauschlosserlehrling in Berlin.

2. Ein Elektro-Installateur-Lehrling erzählt Berufserlebnisse

Die schönsten Stunden in der Schule waren für mich diejenigen, in denen unser Lehrer mit uns über die Grundbegriffe der Elektrizität sprach und dabei experimentierte. Mit den geringen Geldmitteln, die ich hatte, versuchte ich selbst zu Hause alles Mögliche und Unmögliche. Für mich stand schon im letzten Schuljahr fest, Elektriker zu werden. Die Berufsberatung stimmte nach wiederholten Untersuchungen zu. Allmählich wurde es ernst. Man fragte mich, in welcher Branche ich eine Lehrstelle haben möchte, eine als Elektro-Installateur oder als Elektromechaniker oder als Rundfunkmechaniker oder als Elektromaschinenbauer oder als Kraftfahrzeugelektriker. Die Stellen waren knapp, also war's mir gleich. Schließlich konnte ich als Elektro-Installateurlehrling anfangen, in einer „kleinen Bude“ j. w. d.

Fröstelnd stand ich um 6 Uhr auf dem Bahnhof mit erwartungsfrohem Herzen und doch etwas bang. Kurz vor 7 Uhr traf ich meine neuen Kollegen. Etwas reserviert wurde ich von den auf die Öffnung des Geschäftes wartenden Monteuren und Lehrlingen aufgenommen. Der Chef teilte alle zur Arbeit ein. Alle gingen, nur ich stand noch da. „Na, was machen *wir* heute?“ Eine Frage des Meisters, die ich doch sicherlich nicht beantworten konnte, gab mir aber doch etwas Zutrauen zu dem Manne, der mich ausbilden sollte; er kümmerte sich ja um mich! „Du wirst heute mal dieses Stück Eisen (Rundstahl von 60 mm Durchmesser) zu einem Vierkant feilen!“ Einen Schraubstock und einen Kasten mit Feilen wies mir der Meister an, zeigte mir noch, wie man eine Feile anfaßt, wie man den Körper zu stellen hat, welche Feile man zum „Schruppen“ — ganz etwas Neues — nimmt und wie man beim Feilen zu drücken hat. Einen Winkel zum Prüfen, ob die gefeilten Flächen gerade sind, bekam ich auch noch. Dann war ich allein mit meiner Arbeit. Da ich bald damit fertig sein wollte, fing ich mit großem Eifer an zu schrappen; die Späne fielen unter der 2 kg schweren Strohfeile nur so herunter, aber kleiner wurde mein Eisenklotz nicht so schnell. Um 12 kam der Meister von seinen Besuchen der Montagestellen zurück, besah meine Arbeit, prüfte die Flächen, zog seine Stirn in Falten, nahm die Feile und hielt mir einen Vortrag, wie man eine bucklige Fläche gerade bekommt, sagte noch etwas von einer halben Stunde Mittagspause und verschwand.

Vierzehn Tage meiner Lehrzeit waren vergangen; ich feilte immer noch. Wenn ein Klotz fertig war, kam die nächste Feilarbeit. Jetzt dauerte diese Arbeiterei nicht mehr so lange, bis eine gerade und winklige Fläche hergestellt war; aber die Arbeitszeit verging täglich langsamer. An zwei Tagen war ein Monteur mit in der Werkstatt, der Stehlampen und andere Elektrogeräte reparierte; dabei sprach er zu mir von der Notwendigkeit des Feilens in unserem Beruf. Er hatte es erst gelernt, als er die Feile zum Anfertigen einer Motorhalterung benutzen mußte. Etwas versöhnt war ich wohl — aber mußte diese Ausbildung unbedingt so lange dauern?

Nach vier Wochen Feilen durfte ich nebenbei noch Bohrarbeiten machen, sogar eine Marmorplatte bohren. Dies war schon viel interessanter. Dann mußte ich eine Welle für einen Spezialschalter einer Reklamebeleuchtung, die mir der Meister aufskizziert hatte, drehen. Zwei Wellen habe ich davon angefertigt, denn unsere Drehbank — „das gute Stück“ — wollte die Maße nicht einhalten; vielleicht lag es auch an dem Dreher, der die Schiebelehre auch noch nicht richtig abzulesen verstand. Danach folgte das Biegen, Bohren und Befeilen von Schellen für größere Leiterquerschnitte. Im Winter mußte ich eines Tages die Feldschmiede vorholen und von dem Staub befreien, der sich darauf niedergelassen hatte, und mein Meister zeigte uns drei Lehrlingen, die wir im 1., 2. und 3. Lehrjahr standen, wie man einen Meißel und eine Steinschraube schmiedet.

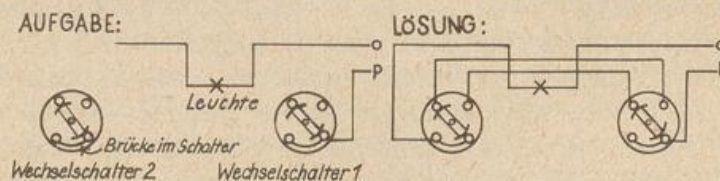
Es war im Januar, als ich das Biegen von Rohrdraht gezeigt bekam und selbst biegen mußte; man zeigte mir auch, wie die Dosen geklemmt werden. Schalter und Elektrowärmegeräte kleinerer Art durfte ich reparieren. Eines Tages sogar, als niemand außer mir in der Werkstatt war, schickte mich die Meisterin, eine Störung der elektrischen Anlage in einem Haushalt zu beheben. Dort brannte dauernd die Sicherung durch. Ach du meine Güte, was sollte ich da nur für Handwerkszeug mitnehmen — — meine Feilen? Mit Schraubenzieher und Prüflampe bewaffnet zog ich los. Ratlos stand ich vor der Zählertafel mit der durchgeschmolzenen Sicherung. Die Gesellen hatten doch einmal von einer Überlastung gesprochen! — was war dies doch gleich? — Halt, einmal nachsehen, welche Elektrogeräte im Hause in Betrieb waren, als die Sicherung durchbrannte. Ich schien recht zu haben. Zurück lief ich beinahe den Weg zum Geschäft, bat die Meisterin um eine größere Sicherung, trabte wieder zur „Montagestelle“, wollte die neue Sicherung einschrauben; doch dies ging nicht. Die Meisterin hatte noch etwas von einer Paßschraube gesagt, die sie mir zur Sicherheit mitgab. Richtig, daran lag es. Die Paßhülse, die zur Aufnahme des Sicherungsfußes dient, wurde ausgewechselt, nachdem ich vorher dafür gesorgt hatte, daß alle „Verbraucher“ abgeschaltet wurden. Bei der erneuten Inbetriebnahme der Geräte hielt die Sicherung.

Ein halbes Jahr meiner Lehrzeit war ziemlich vorüber, der Frühling nahte, wenn auch mit Brausen. Wieder stand ich in der noch kalten Werkstatt an meinem Schraubstock. Alle wurden vom Chef zur Arbeit eingeteilt. „Heinz, Du fährst heute zur Baustelle nach dem Gesundbrunnen; dort haben wir einen

Neubau zu installieren, Du nimmst das Material und hilfst heute dort!“ Das angegebene Material wurde eingepackt, man half mir den Rucksack umhängen — war verdammt schwer das Ding — und ein Ring Rohrdraht, der mir bis zur Brust ging, wenn ich ihn auf die Erde stellte, gehörte auch noch dazu. Meine zwei Kollegen warteten schon vor dem Neubau auf mich, Zuerst ging es auf die Suche nach einem Raum, in dem wir unser Hauptquartier aufschlagen konnten. Über Leitern, halbfertige Treppen, an unverglasten Fenstern vorbei machten wir eine Besichtigungsreise durch den Bau und gelangten schließlich in einen kleinen Raum, der uns geeignet erschien. Aber auch in ihm zog es erbärmlich. Meine Stimmung sank.

Dann bekam ich von einem der Monteure Hammer und Meißel in die Hand gedrückt und mußte stemmen. War das Mauerwerk aber hart! Es platzte außerdem überall, aber nicht, wo es sollte! „Du schmeißt uns die ganze Wand um, zeig mal her!“ Der Geselle stieg auf die Leiter und erklärte mir das „Stemmen“. Gearbeitet habe ich wie ein „Kümmeltürke“, um bloß erst einmal warm zu werden. „Du verdirbst uns ja die Preise“, war der nächste, etwas scherzhafte Einwand. Auch durfte ich an einer anderen Stelle des Baues noch mit Gips arbeiten, hiernach das Isolierrohr halten, das die Gesellen mitgebracht und schon halb „angenagelt“ hatten. Um 5 Uhr stieg ich völlig verstaubt, körperlich ziemlich zerschlagen, als ein um viele Illusionen erleichterter Lehrling die Treppen des naheliegenden S-Bahnhofes hinauf. Vorsichtig erkundigte ich mich bei einem meiner Kollegen, ob wir immer solche Arbeiten zu verrichten hätten. Sicherlich hatte er in meinem enttäuschten Gesicht gelesen, was in mir vorging. Er erzählte mir von der Vielseitigkeit unseres Berufes, wodurch ich wieder etwas versöhnt wurde.

Meine erste selbständige Installation, eine Ausschaltung, brachte mir für die saubere Arbeit, die ich geliefert hatte, die erste Anerkennung meines Meisters ein. Ich hatte mir ja auch mit den Augen viel von den Handgriffen der Gesellen bei den Installationen, bei denen ich Handreichungen machte, gestohlen.



Als nächste Installationsschaltung konnte ich eine Wechselschaltung herstellen. Mein Meister fuhr mit mir zur Arbeitsstelle, erklärte mir, daß die Leuchte von zwei Stellen ein- und ausschaltbar sein müsse, wo die Schalter an den Türen zu setzen seien, sagte noch etwas von der Drahtlänge und dem Verschnitt und fuhr dann weiter. Nun stand ich mit meinen Kenntnissen allein da. Wie sollte die Schaltung sein, schnell einmal aufgezeichnet und überlegt!

Diese Arbeit, die für mich schon interessanter war und mich zum Nachdenken zwang, erledigte ich mit Eifer, ja, ich fand sogar die Freude an meinem Beruf wieder. Wie oft habe ich in meinen drei Lehrjahren jetzt schon an Anlagen ge-

knobelt, besonders, wenn es um Treppenhausschaltungen mit oder ohne Automaten ging, wenn Reklamebeleuchtungen anzubringen oder gar Motoren anzuschließen waren, bzw. Fehler an diesen Kraftanlagen gesucht und die Anlagen instand gesetzt werden mußten.

Nun muß ich noch meinen ersten *Freileitungsbau* schildern. Die ganze Belegschaft unserer „Bude“ zog zu dem Errichten einer 350 m langen Freileitung an einem herrlichen Junimorgen aus. Die Gesellen bereiteten die Masten vor, der Meister gab die Anweisungen, und wir Lehrlinge gruben die Löcher. Schweiß kostete das Aufstellen der Masten in der brennenden Sonne. Nun sollten sie bestiegen werden. Der Meister erklärte uns das Befestigen der Steigseisen, und wie man einen Mast besteigt. Ein Monteur führte uns auf Veranlassung des Meisters dies praktisch vor. Ganz wohl war mir nicht zumute, als ich, auf dem aufgestellten Mast sitzend, an den Leitungen arbeiten sollte. Halt, schaukelte das Ding etwa? — Nein, es war doch nur eine Täuschung. Heute habe ich diese Furcht überwunden, jetzt macht es mir direkt Spaß, auf den höchsten Leitern, den höchsten Masten zu arbeiten oder gar beim Hochantennenbau mitzuhelfen.

Ein Erlebnis hatte ich noch, das ich Euch nicht vorenthalten möchte. Als einmal eine Lampe einer Anlage nicht brannte, faßte mein Meister mit den Fingern in die Fassung und prüfte nach, ob Strom in der Leitung sei. Auf meine Frage, ob er denn kein „Luder“ bekommen würde, verbot mir der Meister ganz streng, diese Prüfmethode auch zu versuchen. Eine Aufklärung über die Gefahren durch den elektrischen Strom folgte. Ein Strom von 100 „Milli“ (gemeint waren 100 Milliampère), der kaum bei 220 V genügt, um eine 25 W-Lampe zum Leuchten zu bringen, kann tödlich sein, sagte mir der Meister. „Weil wir Elektriker manchmal doch einen Schlag bekommen werden, können wir auch nur Lehrlinge einstellen, die keine Schweißhände haben; denn die feuchten Hände leiten den Strom gut. Jungen, die zu Krämpfen neigen, ein schwaches Herz oder gar ein krankhaftes Nervensystem haben, können wir auch nicht gebrauchen“. „Siehst Du, Heinz, wir müssen nun die Anlagen immer so ausführen, daß sie weder uns noch andere Menschen schädigen können.“

Jetzt habe ich meine dreijährige Lehrzeit hinter mir und stehe vor der Gesellenprüfung. Zwei Zwischenprüfungen habe ich bisher schon abgelegt; aber die Hauptsache bleibt die Abschlußprüfung. Mein Gesellenstück ist die Installation eines Siedlungshauses. Als Arbeitsproben muß ich eine Steinschraube schmieden und ein Lot drehen. Den Abschluß bildet dann eine schriftliche und mündliche Prüfung. Beim Meister und in der Berufsschule habe ich ja drei Jahre trainiert, also kann es eigentlich nicht schief gehen.

Ein alter Elektro-Meister ergänzt:

Ich war 1910 dabei, als die ersten Meisterprüfungen in unserem Beruf abgelegt wurden. Unsere Meister und Gesellen kamen damals noch alle aus anderen Berufen; sie waren ursprünglich Klempner, Installateure, Schlosser, Rohrleger, Mechaniker und stellten sich nach 1884, als das erste Elektrizitätswerk in Berlin errichtet wurde und sich die elektrische Straßen- und Hausbeleuchtung langsam einbürgerte, auf dieses neue Aufgabengebiet um. Erst 1912 wurde unser

Berufsstand als selbständig anerkannt. Damals ahnten wohl nur wenige von uns, welchen Umfang unser Beruf einmal annehmen werde. Vieles hat sich auf dem Gebiet der Elektrotechnik seitdem verändert. Die eingehende Beschäftigung mit Fachzeitschriften und Fachbüchern sowie die Teilnahme an Kursen haben mir geholfen, auf dem laufenden zu bleiben. Auch heute noch interessiere ich mich für alle Neuerungen in unserem Beruf, wenn auch das Geschäft, das ich im Laufe meines Lebens aufgebaut habe, nun von meinem Sohn geführt wird.

3. Eine technische Zeichnerin urteilt:

Zum Beruf der technischen Zeichnerin scheinen mir nach meinen bisherigen Erfahrungen zwei Gruppen von Menschen geeignet.

Zur ersten zähle ich die durchschnittlich begabten, die an ruhiger, sauberer Arbeit Freude haben, die einen Strich peinlich genau und ruhig neben den anderen setzen, Buchstaben wie gestochen schreiben können und Befriedigung empfinden, wenn sich aus der anfänglichen Unübersichtlichkeit eine klare, aufschlußreiche Zeichnung entwickelt. Daß der Phantasie und einer persönlich gestimmten Ausführung von vornherein durch die Normung Grenzen gezogen sind, darf sie nicht behelligen. Sie werden auch der vielen kleinen täglich wiederkehrenden Nebenarbeiten weniger leicht überdrüssig werden, die wie die sorgfältigste Ordnung am Arbeitsplatz, das ständige Sauberhalten des Reißzeugs, das häufige Spitzen der Bleistifte unbedingt notwendig sind. Denn wie das Arbeitszeug, so ist die Zeichnung!

Zweitens sind ausgesprochen technische Begabungen für diesen Beruf besonders geeignet. Solche Mädchen werden zuerst die technischen Zusammenhänge sehen; ihre Zeichnungen werden vielleicht nicht ganz so peinlich sauber, aber dafür immer sachlich fehlerlos sein und weniger Arbeitszeit beanspruchen.

Das Beste ist, wenn beides zusammenkommt; jedoch angeborenes technisches Verständnis pflegt bei uns Mädchen verhältnismäßig selten zu sein.

Ruth Bieber, Schülerin der Berufsschulklasse für technische Zeichnerinnen im zweiten Jahr.

Als ergänzendes Material zu diesem Berufsbild fügen wir noch einige Sätze aus der Ausarbeitung einer Kameradin von Fräulein Ruth hinzu:

Ein lockender Vorteil ist, daß man nur zwei Jahre zu lernen braucht bis zur Abschlußprüfung; habt Ihr sie bestanden, kommt es ganz darauf an, zu welchem Chef man kommt. Die meisten Konstrukteure verlangen das genaueste Nachmalen ihrer Entwürfe, und sie haben ja auch die größere Erfahrung und Sachkenntnis. Gibt Euch der Chef auch einmal halbfertige, das Übrige nur andeutende Skizzen, könnt Ihr Euren Kopf gehörig anstrengen, müßt selbst überlegen, habt mehr Freude daran, aber auch eine große Verantwortung. Doch solche Fälle sind selten, und die unter uns, die diesen Anforderungen genügen können, bleiben meist nicht in dem Beruf, sondern nehmen nach der Prüfung noch einen einjährigen Kurs in Werkpraxis in den in Betracht kommenden Betrieben auf sich (Bauberufe, Maschinen- und Apparatebau, Elektrotechnik, Feinmechanik etc.), damit sie sich dann zur Aufnahmeprüfung in Ingenieurschulen melden können. . .

4. Ein Bäcker berichtet:

In einer Bäckerklasse hatte der Lehrer das Thema etwas anders gestellt: „Die Arbeiten des Bäckers.“ Folgende Teilaufgaben sind damals gewählt worden: „Die Bedienung des Backofens“, „Wie arbeitet unsere Knetmaschine?“, „Das Schieben der Brote“, „Das Herstellen von Salzstangen“ und

Mein erster Brotteig

Eines Tages sagte mein Meister zu mir: „Morgen wirst du einmal zeigen, was du kannst. Du wirst den Teig machen, und zwar — der Stromsperre wegen — mit der Hand!“ Gewiß war ich stolz darauf, daß ich dazu für fähig gehalten wurde, andererseits beschlich mich eine gewisse Scheu, ob ich es schaffen würde.

Am nächsten Morgen war ich noch früher als sonst in der Backstube, um die „Beute“ fertig zu machen; so nennen wir Fachleute den mit einem großen Behälter versehenen Arbeitstisch. Zunächst löste ich den nötigen Sauerteig in dem in die Behälter gegossenen Wasser auf, gab von der Seite her Mehl dazu, das dort fest angedrückt lag, und vermischte die drei Bestandteile. Dann kam das in dem passenden Verhältnis abgewogene Salz dazu, gleichfalls in Wasser aufgelöst. Schon wollte ich zum Durcharbeiten des Teigs „einsteigen“, da bemerkte ich zu meinem Schrecken einige „Putzel“, kleine Mehklümpchen, die nicht genug Feuchtigkeit vorgefunden hatten; damit sie sich verkrümeln konnten, füllte ich vorsichtig etwas Wasser nach; denn umgekehrt ist zu weicher Teig auch nicht zu empfehlen.

Nun folgte das Durchkneten. Man kneift Teigstücke ab, drückt und streicht sie glatt, wendet sie, zieht unter ständigem Greifen, wenn nötig, Mehl nach, wirkt das Ganze durch, bis sich eine mittelfeste innig verbundene Masse bildet, das heißt, bis der Teig klar ist und du selbst richtig in Schweiß geraten bist.

Ich kratzte die „Beute“ sauber. Meine Hände klebten so voller Kleister, daß der Meister mir spöttisch zurief: „Geh' mal zum nächsten Bäcker, und hole dir Teighandschuhe!“

Nunmehr begann ich meinen Teig „rauszuschmeißen“ auf den Nachbartisch, wo er zu Stücken von 1600 und 1100 Gramm abgewogen wurde. (Das Übergewicht backt sich später im Ofen raus.) Diese Teile werden zu Kugeln „ausgestoßen“ und dann länglich in Brotform gerollt. Man holt eines der langen Bretter und ein Tuch, streut etwas Mehl darüber und „setzt“ die Brote „auf“, etwa 20 auf ein Brett; zwischen je zweien wird eine Tuchfalte „eingezogen“, damit sie nicht aneinanderkleben. Diese Bretter schieben wir auf zwei Eisenstangen, die sich durch die ganze Backstube unter der Decke entlangziehen. Dort bekommen sie ohne mein Zutun den richtigen Trieb oder „die Gare“.

Ein Klassengenosse, der freilich vom eigentlichen Thema abgewichen ist, hat den Vorgang der Gare folgendermaßen recht nett erklärt:

„In jedem Stück Teig ist Leben, richtiges Leben. Würden wir ihn gleich, ohne die „Gare“ abzuwarten, in den Ofen schieben, würde er viel zu trocken und hart werden. Wir wünschen aber ein aufgelockertes Gebäck. Diese Arbeit verrichten ganz winzige Lebewesen: Hefepilze und Bakterien. Wie jeder Mensch gut behandelt werden will, so verlangen auch diese für das bloße Auge unsichtbaren Mitarbeiter gute Behandlung. Je wärmer ihnen wird, um so schneller schaffen sie ihre Aufgabe. Da die Wärme bekanntlich nach oben steigt, setzen wir die Bretter hoch und warten, bis der Augenblick gekommen scheint, den Backprozeß im Ofen fortzusetzen.“

H.-J. K.



Bäckerinnungszeichen aus Zinn

G. M.

Berufsschullehrer erzählen aus ihren Erfahrungen

1. „Katzenkopf?“ — „Stück davon!“ — Ein Blick in eine Bauschlosserei

Gleich links am Fenster der Werkstatt steht Fritz, der jüngste Lehrling. Klein ist er, reicht kaum an den Schraubstock heran. Er steht auf einer Fußbank und müht sich ab, *mit einer Feile* ein Stück Eisen zu glätten. Der Schweiß perlt ihm von der Stirn.

„Lange wirst du noch üben müssen, Fritz“, tröstete ihn sein Lehrkollege Heinz. „Ich war genau so ungeduldig wie du, als ich anfang zu lernen. Der Geselle Müller hat mir damals gesagt, daß es leider auch alte Gesellen gibt, die das Feilen und *Hämmern* nicht richtig verstehen.“

„Ist denn das Hämmern so schwer?“ fragte Fritzchen. „Versuch's doch mal“, ermuntert ihn Heinz. Fritz nimmt den Hammer, legt ein Stück Flachstahl auf den Amboß und beginnt zu schlagen. „Was ist denn daran schwer?“ „Bitte, guck mal hin, wo du eben geschlagen hast!“ Fritz bemerkt Ecken und Kanten im Stahl. „Ist denn daran etwas auszusetzen?“ „Aber sicher, nichts darf zu sehen sein“, belehrt Heinz. Und Fritz kratzt sich hinterm Ohr. „Komm nur schnell mal mit“, fährt er fort, „ich möchte dir etwas zeigen.“

Er führt ihn zum Altgesellen, der gerade dabei ist, eine Blechtafel zu richten. Beide sehen zunächst schweigend zu. Fritz beobachtet, wie der Geselle die linke Hand auf dem Blech liegen hat und mit der rechten saubere, glatte Hammerschläge ausführt, mal da — mal dort. Immer wandert die linke Hand mit, Fragend sieht Fritz seinen Nachbar an. Heinz versteht ihn, nimmt ihn beiseite und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Nachdem sieht Fritz mehr: Die linke Hand — klobig, kantig geformt — liegt leicht hohlgezogen auf dem Blech. Die Finger sind gespreizt, und nur die Spitzen wandern tastend bei jedem Schlag vorsichtig auf dem Blech herum. In regelmäßigen Abständen werden die Schläge geführt, gleichzeitig tastet die Hand, als ob sie die Wirkung des Schlages untersuchen will. Prüfend hebt der Altgeselle von Zeit zu Zeit die Blechtafel an einer Ecke an, um sie auf die Unterlage zurückfallen zu lassen. Jetzt auch wieder, — dumpf und saugend schmiegt sie sich nun an die Richtplatte an. „So“, murmelt er vor sich hin. „Es ist vollbracht“, soll es heißen.

Jetzt erst sieht er die beiden Jungen neben sich stehen. „Ihr habt wohl nisch zu tun?“ Mit rotem Kopf ziehen sie ab. „Der verdient viel Geld“, sagt Heinz, „kannst mir glauben, der einzige bei uns, der Blech richten kann, spannen heißt es eigentlich. Es gibt nur wenige, die es können“ ...

„Nur wenige“, wundert sich Fritz, „kann es nicht jeder erlernen?“

„Siehst du“, entgegnete Heinz, „so habe ich mich auch gefragt und schließlich mit unserem Meister darüber gesprochen. Er hat mich erst lange angesehen und dann gesagt: Mein lieber Heinz, es ist in unserem Beruf wie in jedem anderen.

Vieles läßt sich mit dem nötigen Fleiß erlernen, das Letzte aber bleibt den meisten vorenthalten. Dieses Letzte, in Vollendung feilen und hämmern können, ist dem, der es erreicht, in die Wiege gelegt worden. Von diesen gibt es aber nur wenige. Wertvolle Handwerker sind die, die sich ihr Leben lang bemühen, diesem Ziele näher zu kommen; die anderen, die von vornherein sagen, sie schaffen es nicht, weil sie die Mühen scheuen, bleiben ewig Nieten. Ja, so ungefähr hat mir damals der Meister gesagt.“

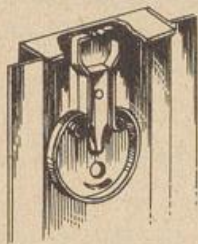
Fritz weiß nicht, was er sagen soll. Suchend gleitet sein Blick durch die Werkstatt. Bewußter als sonst sieht er das Rohmaterial, sieht angefangene und fertige Gegenstände aus diesem Material. Hier steht *ein Gitter*, dort liegt auf Böcken *eine eiserne Tür*, daneben werden *Markisen* gebogen. Eine andere Gruppe ist dabei beschäftigt, vorgearbeitete Teile zu einem *Scherengitter* zusammenzustellen. Am Schmiedefeuer in der Ecke entsteht *ein kunstgeschmiedeter Wandleuchter*. Hämmern und feilen können, geht es ihm durch den Kopf, wenn ich das kann ...

An einer Stelle der Wand bleibt sein Blick hängen; verwaschen und verräuchert steht da:

Katzenkopf? — Stück davon!

Mit Gunst — es lebe die edle Schlosserzunft!

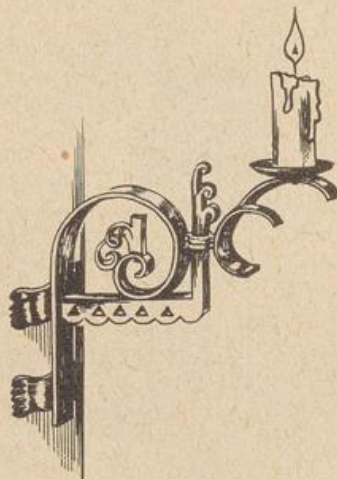
Was soll das heißen? Wir blicken kurz in vergangene Jahrhunderte zurück.



„*Katzenkopf*“ erinnert an die Haupttätigkeit des Schlossers in früherer Zeit, den Türschloßbau. Eins solcher Schlösser aus dem 17. Jahrhundert war das hier abgebildete Truhenschloß, das, mit einiger Phantasie betrachtet, dem Kopf einer Katze ähnelt.

Der Schlosser stellt solche Schlösser her, und so nannte man ihn scherzhaft „*Katzenkopf*“. Obgleich heute fast alle Schlösser von Fabriken zum Einsetzen geliefert werden, tragen die Schlosserinnungen noch jetzt dieses Sinnbild auf ihren Fahnen, und ihre Mitglieder stecken es als Nadel an die Festanzüge.

Und „*Stück davon*“? Das antwortete dazumal der wandernde Schlossergeselle, wenn ihn beim Vorsprechen in der Werkstatt der Meister, von der Arbeit aufschauend, leichthin fragte: „*Katzenkopf*?“ „Ja, Stück davon“. Es wäre als unbescheiden empfunden worden, wenn der Geselle nur bejaht hätte. Welch tiefer Sinn liegt in dem einschränkenden Zusatz! Hunderte von Jahren sind darüber hingegangen, und doch haben die zwei Worte auch heute noch ihre





volle Gültigkeit: Wer wollte wohl von sich behaupten, jemals ausgelernt zu haben?

Wir blenden zurück:

Heinz hat seine Gesellenprüfung mit Gut bestanden. Fritz ist ordentlich ein wenig stolz auf ihn; manchmal scheint ihm die Zeit fast zu kurz, um alles zu schaffen, was man von ihm verlangen wird. Sein Gefühl hat darin nicht ganz unrecht; denn die Bauschlosserei ist in der Tat der vielseitigste in diesem Berufszweig. Nicht nur feilen und hämmern muß man können, auch vom *Drehen, Fräsen, Hobeln, Schleifen, Bohren, Schweißen* muß man etwas verstehen und auch mit den Arbeitsweisen der entsprechenden Maschinen vertraut sein, um sie als Meister bei

passender Gelegenheit zur Beschleunigung des Arbeitsganges einsetzen zu können. Der Ingenieur aus einem technischen Büro, mit dem Fritz zufällig ins Gespräch gekommen war, hatte ihm das durchaus bestätigt und hinzugesetzt, wegen der Vielseitigkeit des Berufs sei der Bauschlosser für einen Serienbetrieb zu schade; sie könne sich nur in kleinen oder mittleren Werkstätten auswirken. Das hatte ihn in seinen guten Vorsätzen bestärkt.

Die Begegnung mit diesem Herrn hatte ihn auch sonst angeregt. Er war erstaunt zu hören, daß jener auch Bauschlosser gelernt hatte wie er und erst später in die Ingenieurschule gegangen war. Das könne jeder erreichen, wenn er nur wolle, hatte der gesagt. Daran mußte er seitdem oft denken. Sollte er sich nicht auch dieses Ziel stecken?

Er zeichnet doch schon jetzt gern und fertigt von einen Arbeiten Skizzen. Manchmal hat ihn der Meister zum *Maßnehmen auf die Baustelle* geschickt. Zollstock, Wasserwaage und Lot hat er mitgenommen und seinen Skizzenblock



nicht vergessen. In die Zeichnung hat er dann die Maße nach Vorschrift eingetragen. Viel Verantwortung liegt in solchem Falle auf seinen kleinen Schultern; denn stimmt eine Zahl nicht, kann die ganze Arbeit verpfuscht werden. Zwischen Lehrlingsaufgaben und Schularbeiten — es kamen ihm jetzt öfter solche Gedanken — besteht doch eigentlich ein wesentlicher Unterschied; Fehler in diesen hätten ihm höchstens eine schlechte Note eingebracht, jetzt aber würden sie sich auch für andere verhängnisvoll auswirken. Bislang hatte immer alles gut geklappt; je schwieriger solche Aufgaben wurden, um so größeren Spaß machten sie ihm! Vielleicht könnte er es doch mit dem Ingenieur schaffen! Freilich Freizeit würde dann schon jetzt nicht viel bleiben. Und eigentlich

ist es doch oft ganz schön gewesen, nach dem Essen abends zu Hause mit den Jungen und Mädeln der Straße „bummeln“ zu gehen. „Dann haste nischt von deiner Jugend“, meinten sie, wenn er von seinem Plan sprach.

Lange hat Fritz mit sich gekämpft.

Die Wendung brachte sein Klassenlehrer in der Berufsschule. Von ihm wußte Fritz, daß auch er Schlosserlehrling war, als Geselle gearbeitet, die Meisterprüfung abgelegt und die Ingenieurschule beendet hatte. Die Klasse hatte Vertrauen zu ihm; er war ja einer von ihnen gewesen; der gemeinsame Beruf verband sie zu einer natürlichen Gemeinschaft.

An diesem Tage, es war Pause, umstand eine Gruppe Jungen diesen Lehrer, um ihn Verschiedenes zu fragen. Einige murrten auch über die Fülle der Hausarbeiten. Während er sonst solche Dinge scherzhaft bei Seite geschoben hatte, wurde sein Gesicht heute ernst. Einen Moment schwieg er, er dachte an *seine* Jugend, und dann erzählte er. Am gespanntesten hörte Fritz zu. Denn der Lehrer erzählte genau das, was Fritz bewegte. Er erzählte, wie er lange geschwankt, wie seine damaligen Gefährten ihn beeinflußt hatten, wie er sich aber doch überwunden hatte. Oft sei es ihn schwer angekommen, das Mehrarbeiten, namentlich im Sommer. Aber es sei vorangegangen. In späteren Jahren traf er diesen und jenen von den ehemaligen Kameraden wieder. Da hätten doch die meisten gern mit ihm getauscht.

Die Pause war zu Ende; für Fritz war noch ein anderes Ende da: Das Ende seines Kampfes in sich.

Er meldete sich zum *Abendkursus* an ... Das war vor einem Jahr. Gewiß seufzt er manchmal beim abendlichen oder sonntäglichen Lernen und Zeichnen; aber das Interesse hat nicht nachgelassen. Auch in der Werkstatt scheint dieser größere Ernst und das tiefere Wissen um die Dinge sich geltend zu machen.

Es war Besuch da; beim Weggehen hörte Fritz gerade noch, wie der Meister zu den Bekannten sagte: „Mein bester Junge!“ Fritz holte tief Luft, sein Körper straffte sich, die schönste Belohnung für seine Arbeit hatte er erhalten.

Berufsschullehrer E. Sommer,

jetzt Regierungsrat für Berufsschulwesen im Berliner Hauptschulamt.

2. Handwerker helfen leidenden Menschen

Lieber junger Freund!

Heute will ich Dir von Berufen erzählen, von denen Du sicherlich kaum etwas wissen wirst. Oder kannst Du Dir unter einem Orthopädiemechaniker etwas vorstellen? Vielleicht haben Bekannte oder Verwandte von Dir gegen Fußschmerzen Senkfußeinlagen verordnet bekommen, oder kennst Du jemand, der ein künstliches Bein als Ersatz für sein im Kriege verlorengegangenes erhalten hat? Die Senkfußeinlagen, das künstliche Bein und jeden anderen Gliederersatz, dazu noch Schienenapparate zum Richten und Aufrichten des Körpers fertigt der Orthopädiemechaniker an. Denn das Wort Orthopädie, aus dem Griechischen stammend, heißt soviel wie „geraderichten“. Bis aber so ein Schienenapparat oder ein Bein gefertigt werden kann und auch zur Herstel-

lung selbst, sind so vielfältige Arbeiten notwendig, wie sie einzig nur in diesem Beruf vorkommen. Ich will Dir nur einmal die Herstellung eines Apparates schildern, damit Du Dir teilweise eine Vorstellung davon machen kannst, was ein Orthopädiemechaniker alles können muß. Da kommt z. B. ein Mann, mit einem Rezept vom Arzt geschickt, in die orthopädische Werkstatt. Auf dem Rezept steht: „Schenkelhalsfraktur; entlastender Apparat mit Hüftkorb“.

Der Mann war beim Gehen ausgerutscht, hingefallen und hatte sich dabei den Oberschenkelknochen dicht unter dem Gelenk gebrochen, und weil das nicht richtig zusammenwachsen wollte, mußte der Arzt von außen einen Nagel zur Verbindung der beiden Knochenteile einschlagen. Es ist dies kein gewöhnlicher Nagel, er ist aus einem ganz besonderen Werkstoff und hat auch eine ganz bestimmte Form und Länge. Der Chirurgiemechaniker hat ihn ganz speziell dafür hergestellt; von diesem Beruf erzähle ich Dir nachher noch mehr; ich wollte Dir ja zunächst von dem Beruf des Orthopädiemechanikers berichten.

Nach Rezeptanweisung sollen also mit Schienen verstärkte Hülsen angefertigt werden, die, um das Bein gelegt, Halt und Stütze geben sollen. Natürlich müssen die Hülsen den Körperformen genau angepaßt sein, und weil so ein Patient nicht tagelang in der Werkstatt liegen kann, damit man auf seinem Körper die Hülsen und Schienen anpaßt, stellt der Orthopädiemechaniker aus Gips einen Abdruck her, der wiederum mit Gips ausgegossen wird und somit die wirkliche Form des Körpers wiedergibt. Wenn Du Dir einmal die Gipswerkstatt dieses Berufes ansehen könntest, würdest Du Dir vorkommen, wie in einer Bildhauerei, und in der Tat muß der Orthopädiemechaniker neben Körperlehre, der Anatomie, einen ausgeprägten Formensinn besitzen; er muß auch den Gips nachträglich modellieren, um eine Korrektur herbeizuführen. Auf diesen Gips werden jetzt Stahlbänder durch Treiben und Biegen genau aufgepaßt. Vorher wurden die dafür vorgesehenen Stellen auf dem Gips aufgezeichnet; auch die Gelenkpunkte oder wichtige Körperstellen, die, um Druck und dadurch Entzündung zu vermeiden, freizulegen sind.

Nun wandert der Gips mit den aufgenagelten Bändern in eine Nebenwerkstatt, und hier ist der Bandagist zu Hause. Auch ein Lehrberuf mit einer Lehrzeit von 3 Jahren. Er ist derjenige, welcher in erster Linie Stoffe, Filze und Leder verarbeitet. Man kann ihn als den Zwilling Bruder des Orthopädiemechanikers bezeichnen; der eine ist auf den anderen angewiesen. Der Bandagist zieht jetzt um die einzelnen Abschnitte des Gipsbeines feucht gemachte Lederdecken; man nennt das Walken, und drückt auch um die Bänder herum das Leder sehr stark an, damit die Bänder gut eingebettet im Leder liegen.

Inzwischen ist der Orthopädiemechaniker dabei, Schienen für das Bein zu schmieden und durch Bohren, Fräsen und Feilen mit Gelenken zu versehen. Diese Schienen werden dann außen und innen auf das Bein aufgepaßt, worauf dann die Hülsen mit den Bändern an die Schienen angeschraubt oder angeietet werden. Sind die Lederhülsen noch formgerecht zugeschnitten, kann die Anprobe am Patienten vorgenommen werden. Und wenn diese zufriedenstellend verlaufen ist, erfolgt die Fertigstellung. Die Schienen werden poliert und vernickelt, in die Lederhülsen wird weiches Polster eingenäht, die Ver-

schnürung wird angebracht, das Leder wird außen sauber lackiert, und zum Schluß wird alles wieder zusammengeschaubt und zusammengestellt.

Viele Arbeiten des Orthopädiemechanikers habe ich bei der Beschreibung des Herstellungsganges eines Schienenhülsenapparates nicht aufzählen können. Daß z. B. der Orthopädiemechaniker auch ein vollendeter Kunstschnitzer sein muß; aus einem rohen Holzteil muß er künstliche Glieder herstellen. Dazu gehört natürlich die gesamte Technik der Holzverarbeitung, mit Verleimung und Anstrich. Er muß weiterhin mit zahlreichen Kunststoffen umzugehen verstehen, die heute schon vielfach an Stelle von Leder und Holz in der Orthopädie Anwendung finden.

Das alles soll nun so ein junger Mensch in 3½ Jahren lernen und können. Etwas viel — findest Du nicht auch? Es gehört eben doch viel Liebe und Begeisterung dazu, diesen Beruf zu erlernen und auch ein inneres Bedürfnis, leidenden Menschen zu helfen.

Nun habe ich Dir soviel vom Orthopädiemechaniker erzählt, daß kaum noch Raum bleibt, auch über die Arbeit des Chirurgiemechanikers etwas zu berichten. Ich erinnere Dich an den Knochennagel, der ja von ihm hergestellt wurde. Der Chirurgiemechaniker ist sozusagen der technische Gehilfe des Arztes und stellt alle Instrumente her, die dieser zur Ausübung seiner Praxis benötigt. Nun gibt es aber so unendlich viele Instrumente, daß ein halbes Leben nicht ausreichen würde, wollte man es erlernen, sie alle in ihrer Vielfalt herzustellen. Es ist deshalb auch hier, wie in vielen anderen Berufen, eine gewisse Spezialisierung eingetreten; d. h., der eine Chirurgiemechaniker stellt Spritzen und Kanülen her, der andere hat sich mehr auf Haken, Messer, Zangen usw. festgelegt, ein Dritter stellt tierärztliche Instrumente her, wieder ein anderer medizinisch-optische Instrumente zur Einführung in natürliche Öffnungen und Körperhöhlen des Menschen. Eine in gewissem Umfange gleichgerichtete Grundausbildung müssen aber alle durchmachen.

Der Chirurgiemechaniker soll natürlich wissen, wofür er sein Instrument baut und welchen Zweck es erfüllen soll. Ich kenne einige, die sogar an Operationen teilnehmen, um sich als Techniker ein Bild zu verschaffen, wie dieses oder jenes Instrument noch verbessert werden kann. Ein großer Teil stellt auf Anleitung oder Beschreibung das vom Chirurgen gewünschte Instrument her. Daß auch hier wieder die verschiedensten Werkstoffe, bis zum Edelmetall, verarbeitet werden, muß ich Dir vielleicht gar nicht erst erzählen; es könnte leicht sein, daß auch Du schon einmal mit einem derartigen Instrument Bekanntschaft gemacht hast. Denke nur an den Zahnarzt!

Möchtest Du einmal einen dieser Berufe erlernen, dann kann ich Dir jetzt schon sagen, daß Du, vielleicht nicht so sehr in den ganz jungen Jahren, aber später, wenn Du ein reiferer Mensch geworden bist, eine große Befriedigung in einem dieser Berufe finden wirst.

Diese echt handwerklichen Berufe sind auch für Mädchen geeignet.

Heinrich Lang, Berufsschullehrer in Berlin.

Männer und Frauen der Praxis melden sich zum Wort

1. Aus dem Seemannsleben

Wenn der erste Gruß des Frühlings Menschen und Erde beglückte, dann war unsere Sehnsucht nach Wasser und Schiffen nicht mehr zu bändigen. Der Deich! Der Deich! Ihm galt unser erster Weg — im Sturmschritt zurückgelegt.

Und tauchte dann am Horizont die erste schwache Andeutung einer Mastspitze auf, ließen wir sie nicht mehr aus den Augen, um nach Sichtbarwerden der Takelage und des Rumpfes Wetten abzuschließen über den Namen des Schiffs; wir kannten sie alle, waren doch unsere Väter auf der Rickmers-Werft und -Reederei beschäftigt.

Kann es jemand wundern, daß ich längst den Entschluß gefaßt hatte, Seemann zu werden? Ich war ja buchstäblich mit den Schiffen groß geworden, deren Kiel unmittelbar vor unserer Haustür aufgelegt wurde. Und sie hatten alle ihre Geschichte. Was wußten die Jans, Heinis, Karls und Lutjens nicht alles zu erzählen, wenn sie nach monatelanger Abwesenheit glücklich heimkehrten! Wie beneidete ich meine älteren Schulkameraden, die nun schon ihre ersten Reisen hinter sich hatten! Die zwei Jahre, die noch bis zu meiner Anmusterung vor mir lagen, dünkten mich eine Ewigkeit . . .

Mit jedem Stück, das die Mutter noch zur Vervollständigung meiner Seeausrüstung anschaffte, hob sich meine Stimmung, während die Eltern immer mehr in sich gekehrt wurden.

Wenige Tage vor der Anmusterung unternahm ich meinen letzten Streifzug über den geliebten Werftplatz, der mir die frühesten Eindrücke von Schiffen und Seefahrt vermittelt hatte.

„Hallo, Kohlhas“ (den Spitznamen hatte ich bekommen, weil ich sehr schnell laufen konnte, mich niemals erwischen ließ, bald hier, bald da hervorlugte, wie ein Häslein aus dem Kohl) „hallo, Kohlhas“, tönte da unverhofft die Stimme des Werftinspektors Köhler zu mir herüber; „komm doch mal fix her!“ Ich wandte mich um und sah den Inspektor neben einem großen, breit-schulterigen Mann am Kontoreingang stehen. Mit wenigen Sätzen war ich vor den beiden. „Dies ist Adolf Ahrens, einer von Ihren neuen Jungens, Kapitän Westermeyer“, stellte Köhler mich vor. O weh, fuhr es mir durch den Kopf, der Breitschulterige ist also der Kapitän der „Renée Rickmers“. Ich nahm Haltung an. Guten Eindruck machen — war mein einziger klarer Gedanke. Kapitän Westermeyer, dessen Gesicht von Wind und Wasser jene blaurote Farbe aufwies, deren Herkunft die Landratten fälschlicherweise einer zu engen Freundschaft des Seemanns mit dem Alkohol zuschreiben, ließ seine Augen prüfend auf mir ruhen. „Na, lang genug bist Du ja für Deine Vierzehn. Mußt' noch 'n bißchen in die Breite gehen.“ Ein Schlag auf meine Schulter

beendete diese erste Unterredung zwischen Kapitän und Schiffsjungenaspiranten, der dabei freilich den Mund nicht aufzutun gewagt hatte.

Zwei Tage später war die Besatzung der „Renée Rickmers“ pünktlich um 11 Uhr vor dem Seemannsamt angetreten, um ordnungsgemäß *anzumustern*.

Der kleine, ein wenig untersetzte Beamte, der hinter einem mit Aktendeckeln bepackten altersschwachen Tisch residierte, verlas die Bedingungen der Musterrolle. Dann trat der Steuermann vor und bekundete durch die Unterschrift seines Namens, daß er sich verpflichtete, zu den eben gehörten Bedingungen für die Reise nach England und weiter anzuheuern. Ihm folgten der Koch, der Segelmacher, der Zimmermann und die zwanzig Matrosen. Als letzter kam ich an die Reihe. „Adolf Ahrens“ bemühte ich mich in möglichst männlich aussehenden Zügen zu Papier zu bringen, als käme es darauf an, schon durch meine Unterschrift Mut und Entschlossenheit gegenüber den Zünftigen zu beweisen.

Als ich den Federhalter zurücklegte, hatte ich die unterste Sprosse der Stufenleiter meiner seemännischen Laufbahn bestiegen. Gegen eine monatliche Heuer von wenigen Mark; von mir aus hätte es auch gar nichts sein können, ich hätte doch unterschrieben!

„Ich bin fest!“, mit diesen Worten trat ich stolz am Mittag dieses Tages den Eltern gegenüber. „Morgen früh um sechs muß ich an Bord sein!“

Es war noch ein Schiffsjunge da. Franz Prager hieß er, ein untersetzter, aber stämmiger Junge, der, so schien es mir beim ersten Handschlag, ebensowenig von der Arbeit davonlaufen würde, wie ich es mir vorgenommen hatte.

Der Steuermann, dem wir zugeteilt waren, huldigte offenbar der Auffassung, daß es am zweckmäßigsten sei, uns Neue zuerst mit einem der beiden Elemente in Berührung zu bringen, dem wir unsere Zukunft verschrieben hatten. „So Jungens“, leitete er seinen ersten Auftrag ein, „kommt mit zum Trinkwassertank!“ Wir stiegen ihm nach, willig und dienstbeflissen, als wären wir dazu ausersehen, im nächsten Augenblick eine für das Schicksal des Schiffes und seiner Mannschaft ausschlaggebende Tat zu vollbringen. Am Großmast machte er Halt und wies uns auf eine Pumpe. „Unten ist ein Tank mit dem Trinkwasser für uns alle. Daraus habt ihr täglich das Wasserfaß in der Kombüse zu füllen, das die Tagesration enthält. Nun pumpt euch die Pützen hier mal voll und tragt das Wasser zum Faß.“ Er drehte ab und ließ uns mit unserer Weisheit allein. „Los, du pumpst“, kommandierte ich Franz Prager, während ich die Pützen unter den Kran bugsierte und die vollen gegen die leeren auswechselte. In jeder Hand einen bis zum Überlaufen gefüllten Wasserbehälter steuerten wir der Kombüse zu. „Reinschütten!“ Damit entfernte der Smutje das Schloß vom Faß und überließ es uns, den Deckel zu öffnen, während er mit einem wahren Schlachtmesser Bratkartoffeln in die Pfanne schnitt. „Du, Langer, wie heißt du?“ hielt er uns beim Zurücksteigen durch die Tür an. „Adolf Ahrens“ wandte ich den Kopf in halbgebückter Stellung zurück.

„Adolf . . . Mensch, wenn ich das schon höre! Bei mir heißt du ‚Adje‘, verstanden?“ „Jawohl“, fuhr ich ein wenig in die Höhe und stieß mit dem Kopf gegen den oberen Türrahmen, daß ich weiße Mäuse zu sehen glaubte. „Sag nicht immer so dusselig ‚Jawohl!‘ — ‚Ja‘ — genügt auch.“ „Jawohl“ . . . Eine Kartoffel war die fliegende Erwiderung, haargenau gezielt. Wir türmten in Richtung Wassertank. Ich malte mir im stillen aus, wenn das Temperament unseres Kochs am Ende einmal das Schlachtmesser als Wurfgeschöß . . .

„’n bißchen dalli, Herrschaften! Es gibt noch mehr zu tun als so ’n paar kleine Spaziergänge zwischen Tank und Kombüse“, diese Worte des Steuermanns bewahrten mich davor, jenen fürchterlichen Gedanken zu Ende zu denken. Der Leichtmatrose sollte uns zum Kabinenschrubben einweisen; er tat es in kameradschaftlicher Weise, ohne viel Worte zu machen. Das taten wir auch nicht, so wenig uns das Hantieren mit Schrubber und Besen als Möglichkeit zur Entfaltung unserer seemännischen Fähigkeiten erschien. Gemeinsam mit unserem Leichtmatrosen holten wir darauf das Essen aus der Kombüse und bauten es auf den Tisch im Mannschaftslogis auf. An der Mittagstafel hatte ich die erste Gelegenheit, Studien über meine Tischgenossen zu machen, mit denen ich die Reise über Cardiff nach Singapore machen sollte. Da war der Zimmermann Nielsen, ein Norweger, der in der Ausführung seiner Bordarbeiten keine geringere Geschicklichkeit entwickelte als beim Herstellen von Schatullen und Tabakkästen während seiner Freizeit. Fast jedes der Besatzungsmitglieder pflegte eine solche Liebhaberei. Der Matrose Ohlsen war Spezialist in Mattenflechten, und unser Segelmacher Röpke fertigte Teppiche an, für die er sich die Wolle in England beschaffte. Sie dachten auch nicht in erster Linie an Verkauf; die Freude an der Arbeit stand Pate beim Basteln dieser vielen kleinen Kunstgegenstände und der Gedanke, ihre Angehörigen bei der Heimkehr damit zu erfreuen. Nach dem Abwaschen wurden Franz und ich weiter als „Transportarbeiter“ eingesetzt beim Verstauen des Proviantes. Trotzdem wir am Abend müde waren zum Umfallen und uns bestimmt eine zweckvollere Tätigkeit denken konnten, sagten wir beide uns beim Schlafengehen, der Weg zum Kapitän sei freilich weit und offenbar recht holprig gepflastert, aber Kaufmann oder gar Beamter im eintönigen ruhigen Berufsablauf, wie die meisten unserer Klassengenossen, wollten wir unter keinen Umständen werden! Unsere Augen starrten in Fahrtrichtung des Schiffes auf die Kimm, hinter der nun das Unbekannte, das Fremde, das Geheimnisvolle sich bald offenbaren mußte.

Während der nächsten Tage hatten wir viel Gegenwind, so daß wir kreuzen mußten. Da gab es anstrengende Arbeit mit Segelbergen und -setzen. Alle 4 bis 8 Stunden mußte gewendet werden. Zur Ausführung dieses Manövers wurde die ganze Besatzung benötigt, denn unsere „Renée“ hatte immerhin eine Segelfläche von rund 300 Quadratmetern.

Beim ersten Anlandgehen im englischen Kohlenhafen Penarth bekam ich vom Steuermann den Auftrag, eine Lampenkuppel zu besorgen. „Ihr habt ja in Bremen auch in der Volksschule Englisch gelernt, nun zeige mal, was du

kannst!“ hatte er zu mir gesagt. Beim Abliefern des Gekauften antwortete ich auf seine Frage, wie ich zurecht gekommen sei, sehr gut und betonte das „sehr“ so auffällig, daß mein Steuermann überzeugt sein mußte, keinen sprachkundigeren Einkäufer als mich finden zu können. Und dabei war es keineswegs so glatt gegangen, um so weniger, als man in Wales einen besonderen Dialekt sprach; im Laufe der nächsten Tage benutzte ich jede Gelegenheit, mit den Einheimischen englisch zu sprechen, und machte zu meiner Genugtuung merkbare Fortschritte.

Als wir wieder unterwegs waren auf „großer Fahrt“ im Atlantik — es war nicht mehr weit von den Kanarischen Inseln — an einem Sonntagvormittag ließ mich „der Alte“ rufen und sagte: „So, Adolf, nun zeig mal, was du gelernt hast! Ran ans Ruder!“ Dem Matrosen Hein, der am Ruder stand, trug er auf, mir es zu überlassen, aber gut acht zu geben, daß mir das Schiff nicht wegliefe. Bei früheren schüchternen Versuchen hatte ich meist zu energisch gedreht. Das Schiff reagiert auf die leichteste Bewegung des Ruders viel empfindlicher, als man gemeiniglich glaubt. Es ist hier ähnlich wie beim Erlernen des Autofahrens: Man muß erst ein Gefühl haben für die Empfindlichkeit des Fahrzeuges, das man dirigiert. „Der Alte“ ging auf dem Achterdeck auf und ab und beobachtete, wie ich mich anstellte. Nach einer halben Stunde ließ er den Matrosen, der immer auf dem Sprunge gestanden hatte, in die Spaken des großen schweren Steuerrades einzugreifen, abtreten. „Ja, ja, Hein, kannst abtreten; Adolf wird das schon allein fertigbringen.“ Mein Herz ritt eine Freudenattacke. Ich stand zum ersten Mal allein am Steuerruder; jedesmal, wenn ich es leise bewegte und empfand, wie das gut vor dem Winde liegende Schiff gehorchte, kam ich mir vor wie ein König, der nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchte, um seine Befehle erfüllt zu sehen.

Nach anderthalb Stunden wurde ich abgelöst. „Gut gemacht, Adolf“, dabei schlug mir Westermeyers mächtige Pranke auf die noch recht schmale Schulter. Meine erste wahrhafte Seemannsarbeit war verrichtet, und das an einem Sonntag. Wenn das kein guter Anfang war! In Zukunft durfte ich jeden Sonntag steuern, sobald ich Freiwache hatte.

Weihnachten wurde ganz anders, als wir gedacht hatten. Den ganzen Tag mußten zwei Mann alle Kraft aufwenden, um das Schiff einigermaßen auf Kurs zu halten. „Auf keinen Fall loslassen! Könnt das Ruder dabei verlieren!“ warnte Kapitän Westermeyer, der breitbeinig auf dem Achterdeck stand. Die beiden „Rudergänger“ mußten schließlich mit Sicherheitsleinen festgebunden werden, damit sie beim harten Stoßen des Ruders nicht über das Rad geschleudert oder überhaupt weggewaschen wurden, wenn ein schwerer Brecher über das Heck kam. Wird unsere brave „Renée“ es schaffen?

Das Weihnachtsgeschenk kam nach, in Singapore, wo wir im Freihafen lagen. Der Kapitän hatte uns an Land gesehen — hineingezwängt in unsere Konfirmationsanzüge, die viel zu kurz und knapp geworden waren. Ein auf dem Schiff herumlungerner chinesischer Schneider erhielt den Auftrag, mir einen leichten grauen Anzug zu machen. Nach dem Maßnehmen eilte der dienstfertige

Chinesen unter vielen Bücklingen von Bord. Der Anzug saß mir wie von einem Hoflieferanten geschaffen. Ich konnte mich nicht recht daran freuen, weil ich an die Bezahlung dachte, atmete jedoch auf, als ich erfuhr, daß mein guter Vater dem Kapitän Geld mitgegeben hatte für unvorhergesehene Fälle. Als mich dann nachmittags der Steuermann einlud, mit ihm den botanischen Garten zu besuchen, war ich völlig aus dem Häuschen. Ganz benommen wandelte ich durch dies Paradies. Der Abend fand mich im Logis bei einem begeisterten Brief an die Eltern . . . Und es ging weiter, es war Order da nach Brassein in Hinterindien, wo wir eine Ladung Reis aufnehmen sollten.

Viel habe ich in den vorgeschriebenen vier Jahren Fahrzeit gesehen und erlebt. Die schlimmste Erinnerung ist die Strandung des Oldenburgischen Vollschriffs „Alida“ vor Chile, auf dem ich als Leichtmatrose angeheuert hatte, die schönste die 1½ Jahr währende Reise auf dem Bremer Vollschriff „Columbus“, das 1400 Brutto-Registertonnen faßte. Die Fahrt durch die Lomboekstraße, die Javaseen und durch die Philippinen, über das Südchinesische Meer und durch die Sundstraße — alles war Neuland für mich, der ich so begierig war, zu sehen, zu hören, zu lernen. Auch die Kameradschaft war vorbildlich. Fünf Matrosen waren an Bord, die vorhatten, eine Navigationsschule zu besuchen. Unter ihnen hatte Carl Reumer, der später gleichfalls Lloyd-Kapitän wurde, am meisten vorgearbeitet; von ihm habe ich viel gelernt, unter anderem das Rechnen mit Logarithmen. Und daß wir Steuermannaspiranten in Kapitän Stöver einen Vorgesetzten hatten, der uns in jeder Weise unterstützte, praktische Erfahrungen in der Navigation zu sammeln, läßt die Erinnerung an diese Reise durch nichts getrübt sein.

In Elsfluth in der Navigationsschule angekommen, hatte ich Pech oder Glück, wie man will; denn der Kursus hatte bereits vor fünf Wochen seinen Anfang genommen. Ob ich es schaffen würde, lag einzig und allein bei mir. Mein Glück war vollkommen, als ich nach mehreren Monaten ernstester Arbeit am Ende der Examenswoche das Steuermannspatent ausgehändigt bekam. Neunzehn Jahre war ich alt und besaß nun die Berechtigung, als *Schiffsoffizier in der Handelsflotte* auf Schiffen aller Größen und auf allen Meeren zu fahren. Ein wichtiger Abschnitt meiner Laufbahn war beendet, ein noch wichtigerer brach an; denn nun würde ich Leute zu führen haben. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ich stets die Augen offen gehalten und überhaupt das Zeug hatte, Vorgesetzter zu sein.

*

Und er hat es gezeigt! Denn unser Schiffsjunge *Adolf Ahrens* ist später — nach schweren Rückschlägen im ersten Weltkrieg — Kapitän auf dem 1924 gebauten großen Schnell- und Luxusdampfer „Columbus“ gewesen, wurde international berühmt durch seine „Gesellschaftsreisen um die Welt“, die bei peinlichster Pünktlichkeit nicht mehr als 3½ Monate dauerten. 1936 übernahm er dann die Führung des größten und schnellsten Lloydsschiffes, der „Bremen“, mit der er das Blaue Band erwarb.

Die 187. Reise dieses schwimmenden Riesen: Bremen-New York-Bremen mit jedesmal 1200 glänzend untergebrachten Passagieren fiel in die Anfänge des zweiten Weltkrieges; als Ahrens trotzdem sein Schiff auf Umwegen in wachsamstem Zickzackkurs mit friedlichen Mitteln nach Bremen zurückbrachte, ernannte ihn der Lloyd zum „Kommodore der Handelsflotte“!

Er hat in der Tat gezeigt, was sich bei einer Berufsausbildung von unten auf erreichen läßt.

2. Tierpfleger und Tierfänger

Der Verfasser der folgenden Abschnitte — HERBERT HAHN — ist Banklehrling gewesen; aber er hatte nichts im Kopfe als Tiere, Pflanzen, fremde Menschen und Welten. Da ihm seine Zahlen und Kontoauszüge nicht mehr gefielen, meldete er sich auf eine Annonce hin bei der Zoo-Firma Ruhe in Hannover und reiste in ihrem Auftrage nach Abessinien. Heute ist er übrigens Dozent an einer Pädagogischen Hochschule.

1. Ankunft in dem Tierfanglager in Diré-Daua

Auf dem Bahnhof von Diré-Daua begrüßt mich Charles Ohneiser, einer der Herren des hiesigen Ruheschen Tiersammellagers. Augenblicklich sei im Lager noch nicht viel los, so erzählt mir Ohneiser, vor einer Woche sei ein größerer Tiertransport nach Europa abgegangen, und so müsse alles erst wieder für neue Tiereingänge vorbereitet werden.

So plaudernd, gelangen wir vor das „Continental-Hotel“. Beim Abendbrot erzählt Charles von den Anfängen seiner tierfängerischen Tätigkeit. Eigentlich war er als gelernter Bierbrauer in die Welt hinausgefahren und schließlich auf der Südseeinsel Tahiti hängen geblieben. Dort fing er so nebenbei, eigentlich mehr als Spielerei, weiße Kakadus und sandte sie nach Europa. Er wurde dadurch bekannt, und eines Tages engagierte ihn die Zoo-Firma Ruhe in Alfeld.

Am Morgen weckt mich munter flötender Gesang. Wenn ich nicht draußen das Grün der großen Bananenblätter, die Melonenbäume und die roten Granatapfelblüten gesehen hätte, mich hätte dies Vogellied an das des Schwarzplättchens unseres Mischwaldes im Mai erinnert. Sonderbarerweise hat dieser hier singende Vogel auch ein schwarzes Kopfplättchen und ist auch fast so grau wie die eben erwähnte Grasmücke. Es ist aber ein afrikanischer Sänger, der Somali-Bül-Bül. Noch weht ein kühler Morgenwind; denn die Sonne hat den roten Berg, den Djebel-Amhar, der seine Vorberge bis dicht an die Stadt schiebt, noch nicht übersteigen können. Mich hält es aber nicht lange, schnell das Frühstück hinuntergeschluckt und hinaus auf die Straße zu unserem Tierlager, das außerhalb der Stadt am Beginn der Steppe liegt.

2. Wie „Abu-Sein“, der Vater des Sackes, gefangen wurde

Nun sind wir schon feste bei der Arbeit. Affenkisten, Vogelkäfige und Käfige für kleines Raubzeug müssen gemeinsam mit den indischen Tischlern hergestellt werden. Das Holz ist schlecht und der Draht noch miserabler. Es ist keine kleine Arbeit.

Eben nageln wir Tragehölzer an leere Bezinkanister, die wir zum Wasserholen gebrauchen, als Abdulla atemlos, aufgeregt und schweißtriefend angerannt kommt. „Tale wissa, tale wissa“, „kommt schnell, kommt schnell, draußen im Flußbett geht Abu-Sein spazieren. Wir wollen ihn fangen.“ Wir lassen natürlich sofort Hammer, Nägel, Kanister liegen und eilen in den

Materialraum, einen langen, fingerdicken Strick zu holen, und Abdulla rast in die Küche nach einigen Stücken Fleisch und einem Rippenknochen von Fingerlänge. Dann geht's im Trab an den Arabergräbern vorbei, in die Steppe und ins Flußbett hinunter. Weit unten spaziert Abu-Sein, der Vater des Sackes, der Marabu. Wir wickeln den Knochen in eines der lappigen Fleischstücke und binden ihn an den Strick. An das andere Ende kommt ein großer Stein. Nun wird der Strick aufgerollt und mit dem Stein zusammen flach im Sande vergraben. Nur das Fleischstück mit dem Knochen darin ist noch zu sehen. Die übrigen Fleischstücke werden in größeren Abständen auf den Boden gestreut. Während Charles und ich uns nun hinter ein Stück herabgebrochenes Flußufer zurückziehen, rennt Abdulla oben in der Steppe flußabwärts, um hinter den Marabu zu kommen. Wir haben nun Zeit und warten, aufgeregt und kichernd über den Spaß, der Dinge, die da kommen sollen. Vom Marabu ist nichts zu sehen; denn ein Ufervorsprung verbirgt ihn uns. Plötzlich erscheinen an der Flußbiegung zwei schwarze Kapraben und kommen wackelnden Ganges auf uns zu. Und siehe, da erscheint auch im heftigen Stechschritt Abu-Sein! Abdulla hat also seine Sache gut gemacht. Als harmloser Wanderer kommt er im Flußbett langsam herauf, den Marabu dadurch veranlassend, ihm ebenfalls flußauf aus dem Wege zu gehen.

Jetzt werden die Kapraben plötzlich sehr rege. Kein Wunder, sie entdecken die ersten Fleischstückchen. Gierig stürzen sie sich darauf. Beim zweiten Stück bekommen sie schon das Zanken, das merkt natürlich der Marabu. Seinen scharfen Storchaugen entgehen die Fleischbrocken auch nicht, hastig stürzt er heran. Die Raben fliegen zur Seite. Schnapp, schnapp, schnapp, verschwindet nun Brocken auf Brocken im riesigen Schnabel. Aber er muß sich noch mehr beeilen, denn sonst kommen ihm die Raben doch noch zuvor. Ah, besonders dort das große Stück — er tut ordentlich einen Hupfer, um schnell genug da zu sein. Schwapp, ist es verschlungen. Aber was hängt denn da bloß daran, das nimmt ja gar kein Ende. Erschrocken fliegt er auf. Das ist der Augenblick, wo wir uns aus dem Versteck auf ihn stürzen. Abdulla rast von der anderen Seite heran. Der Vogel taumelt, denn der Strick ging zu Ende und der Stein reißt ihn zurück. Wegen des Knochens aber kann er das Fleisch nicht schnell genug rauswürgen. So sind wir bei ihm, und ehe er sich versieht, ist der Vater des Sackes gefangen. Nun hat er erst das Fleischstück auswürgen können. Wir binden ihm mit dem Strick gleich die Ständer zusammen. Charles klemmt ihn sich unter den Arm. Ich halte den Schnabel fest, und ab geht's ins Lager. Abdulla kommt lachend und vor Freude hüpfend hinter uns her. Sein „Bakschisch“, das weiß er, ist ihm heute sicher.

3. Von der Arbeit im Tiersammellager

Nun bin ich schon einige Wochen alleiniger Herr und Gebieter im Tiercamp; denn Ohneiser ist nach Addis-Abeba hinaufgefahren, um die zehn vom Kaiser von Abessinien gekauften Löwen abzuholen. Meine Tätigkeit hier ist sehr interessant, aber auch genau so schwer.

Die Arbeit beginnt, wenn kurz nach fünf Uhr die Sonne rot über den Djebel Amhar steigt und den kalten Nachtwind in die Berge scheucht. Dann warten schon drei bis vier Eingeborenenfrauen vor der Tür, die die Milch für die jungen Antilopen, Warzenschweine und Flußschweine bringen. Ich prüfe sofort, ob die Milch auch nicht „gepanscht“ ist, und Adam, der Küchenboy, setzt sie im Eisentopf auf den Küchenherd. Die Frauen erhalten ihr Geld und gehen zum Wasserbassin unter der Akazie, in der ein Silberschnäbelpärchen sein Nest baut, und reinigen dort mit Hilfe von Sand die Wein- und Kürbisflaschen von den anhaftenden Milchresten. Während Adam dann die gekochte Milch durch Rühren abkühlt und die Schüsseln der Schweine auswäscht, bringe ich den beiden jungen Guereza-Affen „Isaak und Jakob“ ihr Frühstück. Es besteht aus Bananen, Feigen, Mohrrüben, kleinen Äpfeln und Weißbrot. Die Campboys Taber und Achmed reinigen unterdessen die Vogelkäfige und die Kisten und Käfige der Mantelpaviane und Meerkatzen. Die Reinigung der Guerezaseidenaffen, die wegen ihrer Kostbarkeit und größeren Empfindlichkeit nicht in Kisten untergebracht sind, sondern einen großen Käfig mit Kletterbaum haben, nehme ich selbst vor. Dazu gehört natürlich auch, daß man sich eine Weile mit ihnen beschäftigt. Besonders sprechen muß man mit ihnen; wie es überhaupt außer den Fischen und Schlangen kein Wirbeltier gibt, das einen „stummen Menschen“ liebt. Es kann ruhig Unsinn sein, was man ihnen sagt, die Hauptsache ist, daß man überhaupt etwas sagt.

Inzwischen hat Adam die Flaschen bereits mit der abgekochten Milch gefüllt, ich ziehe den Gummisauger darauf und beginne mit dem Tränken der jungen Antilopen. Wenn ich nach einer Stunde damit fertig bin, ist mein Hemd zum Auswinden naß, denn die Antilopen, die noch nicht mit Trinken dran waren, haben es mir fast vom Leibe gelutscht. Nun kommt Adam mit der Schüssel für die jungen Warzen- und Flußschweine. Sie enthält in Milch aufgeweichtes Weißbrot, Weizenkleie, gemahlene Durrha und gequetschte, gekochte Kartoffeln. Dies Futter muß ich den Frischlingen selbst hineinbringen, denn Adam und die übrigen Boys sind Mohammedaner, für sie sind Schweine „unrein“. Und komme ich aus dem Schweinekäfig, so bin auch ich „unrein“; denn da man sich natürlich auch ein Weilchen mit diesen drolligen Wesen beschäftigt, so haben sie reichlich Gelegenheit, ihre Beinchen, mit denen sie in der Futter-schüssel waren, an mir abzuwischen. Ja, eines der Warzenschweinchen bringt es dabei sogar immer fertig, mir unten in die Hosenröhren reinzuschliefen und oben im Hemd herauszukommen. Bin ich damit fertig, so kommen auf meinen Ruf: „Woraba . . . raba . . . raba“ sofort die jungen Tüpfelhyänen, Schakale und Löffelhunde aus dem Hause gesaust, wo sie hinter Kisten allerlei Allotria getrieben haben, und holen sich ihr Schälchen Milch ab. Ohne fürchterliches Gewinsel und Gequieke geht das natürlich nie ab. Das eigene Frühstück wird nur so nebenbei mit eingenommen, während ich schon in den Vogelschuppen gehe, um die Vorbereitungen für die Vogelfütterung zu überwachen. Für die „Weichfresser“ unter den Vögeln müssen gekochtes Rind- oder Kamelfleisch, gekochte Eier, gequollener Mais, Reis sowie roher Kürbis und Mohrrüben durch den Fleischwolf gedreht werden. Dagegen die sechshundert

Papageien sind mit Suffi-Sonnenblumenkernen und Durrha schnell zufriedengestellt. Nun werden alle Behausungen der Leoparden, Löwen, Hyänen, Erdferkel, Adler, Geier, Hühnervögel und Kleinraubtiere gesäubert, und die Hühnervögel erhalten ihr Körnerfutter. Zwischendurch werde ich aber fortwährend abgerufen; denn es kommen Tierfänger oder Bauern mit Ware und wollen abgefertigt sein. Täglich brauche ich allein für die Vögel zweihundert Eier, eine Unmenge Früchte aller Art für Affen und anderes Getier, Hühner für Kleinraubtiere und Leoparden. Frauen bringen große Körbe voll Durrha und Weizenkleie. Auf Kamelen oder Eselrücken werden Säcke voll verschiedenen Körnergutes und Grünfutter gebracht. Kurzum, täglich habe ich auf dem Camphof einen bunten Lebensmittelmarkt, der noch dadurch besonders interessant ist, daß auch die lebende Ware der Tierfänger mit dabei ist.

Diese Halbtagsarbeit wiederholt sich nach der Mittagspause unter mancherlei unvorhergesehenen Abwechslungen. Mit Einbruch der Dämmerung folgt der abschließende Rundgang durch das Lager, und wenn draußen vor der Mauer die Hyänen heulen, kriecht man in sein vom Moskitoschleier umhängtes Feldbett. Vielleicht kann man doch mal bis fünf Uhr früh durchschlafen, wenn die Stachelschweine, Leoparden und Hyänen so freundlich sind und keine Ausbruchsversuche unternehmen.

3. Sechs Monate in einer Modelltischlerei

Der Verfasser HEINRICH HAUSER ist zwar Schriftsteller, hat aber, um sein Buch über das Schwarze Revier echt und lebendig schreiben zu können, selbst längere Zeit dort in einem Hüttenwerk gearbeitet.

Die Tischlerei meines Hüttenwerks lag in eine Ecke eingeklemmt zwischen zwei Bahndämmen und den Resten eines Bauernhofs, der zwischen zwei Fabriken — Rheinstahl und Phönix — zerdrückt war.

Die neuen Kollegen, die da einer nach dem andern an die Stechuhr treten, gefallen mir; ruhige Leute, sie gehen mit der Sicherheit der Facharbeiter, deren Stellung krisenfest ist, die gut verdienen. Dabei ist die Modelltischlerei im ganzen des Werkes eigentlich nur ein Hilfsbetrieb, der den Sandformern die Holzmodelle liefert, die sie zum Aufbau ihrer Gießform brauchen.

Meine erste Arbeit dort war an der *Bandsäge*, deren Kreischen sich in diesem Raum mit dem tiefen Brummtönen der Abricht-, Hobel- und Fräsmaschinen mischt. Die leichte und straffe Bewegung, mit der man das Holz gegen das sausende Blatt vorschiebt, ist fast mühelos. Doch darf es nicht zu Leichtsinne verführen; ein Finger kann leichter abfliegen als ein Knüppel Eichenholz! Es ist hier wunderbar sauber; es sind Gebläse da, die das Sägemehl absaugen. Erfrischend ist der Geruch des Holzes, er wirkt wie Medizin für einen, der wie ich aus dem Hochofenbetrieb mit seinen Schwefel- und Mangandämpfen kam. Erle, Birnbaum, Nußbaum sind die bevorzugten Modellbauhölzer.

Nach 14 Tagen gab mir der Meister eine *Drehbank*. Da hatte ich zum erstenmal eine Maschine, die mir fast allein gehörte. Sie ist durch Treibriemen mit der Transmissionswelle verbunden; ich kann sie einschalten und ausschalten, indem ich einen Hebel bediene, der den Riemen auf die Riemenscheibe wirft, ganz nach eigenem Willen und wie die Arbeit es nötig macht. Es kommt viel darauf an, die Stücke, die man drehen will, richtig einzuspannen. Das geschieht mit einem Zirkel; es ist schwer zu glauben, mit welchem kindlichen Stolz es mich damals erfüllt hat, ein so feines Werkzeug zu handhaben. Ist der vierkantige Klotz fest eingespannt, wird die Maschine in Gang gesetzt. Ich kann anfangen, mit einem groben Hohleisen den Klotz zunächst rund zu drehen. Das Hohleisen, das aufgestützt liegt auf dem „Support“ (Träger), muß zart behandelt werden.

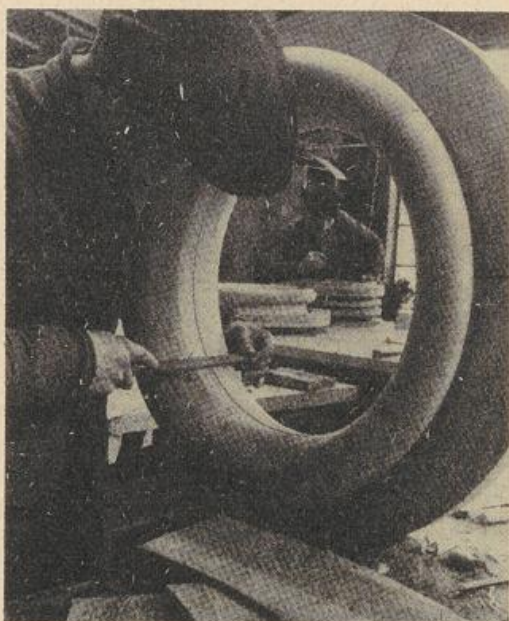
Beide Hände greifen von oben, die eine liegt flach kurz hinter der Schneide, die andere ruht mit sanftem Druck am Ende des Griffs. Wenn man die Schneide zu scharf gegen das Holz andrücken würde, besteht die Gefahr, daß Holz und Eisen abfliegen. Mit den Vorschriften, die Unfälle verhüten sollen, ist hier nicht zu spaßen. Der Lehrling darf erst nach seinem 16. Jahr solche Arbeit wagen und auch dann nur unter Aufsicht. Die Holzbearbeitungsmaschinen laufen ja mit so hoher Geschwindigkeit, daß man das Werkzeug kaum noch sieht.

Um so mehr hält man die Augen auf das Werkstück. Wenn die Ausschläge der Kanten immer geringer werden und die Rolle in ihrer Bewegung stillzustehen scheint, beginnt die feinere Arbeit, teils mit Flacheisen und schräger Schneide. Die Maße werden mit dem Zirkel nachgeprüft. Man fängt an, in die runde Walze *die Formen einzuschneiden*, die herauskommen sollen. Dabei arbeitet man weniger mit den Muskeln als mit den Nerven der Hand. Es ist, als streichelte man das Holz, so zart sind die beinahe schon durchsichtigen Späne, die gewellt wie Locken sich von der Oberfläche lösen, aus der Schneide zitternd in die Höhe wachsen und schließlich fortgeschleudert werden.

Wenn das Werkstück fertig ist, wenn die Maße stimmen, mit jenem Zehntel Millimeter Zugabe, die nötig ist für den letzten Schliff, dann wird *Sandpapier* geholt. Der Ballen der Hand poliert jetzt mit leisem Druck die Flächen, empfindsam fast wie ein Bildhauer die Tonfigur.

Ein gelernter Modelltischler ist *ein Facharbeiter von hoher Klasse*. Er muß die Zeichnung, die vom Konstruktionsentwurf als Blaupause kommt, verstehen wie ein Ingenieur; ohne Mathematik geht's nicht! Er muß die Pause aber auch verstehen wie ein Former: Was hohl ist, wird voll, was voll ist, wird hohl. „Das ist Hirnakrobatik“, sagte mir einmal einer meiner Kollegen, „das kann nicht jeder. Aber es *übt das Denken* ganz allgemein. Mancher von uns hat's auf diese Weise schon weiter gebracht. Der technische Leiter einer großen Automobilfabrik war früher Modellmacher.“

Der Meister, der hier die Arbeit verteilt, muß große Erfahrung haben, um die Arbeit wertmäßig abzuschätzen. Es gibt viel Ehrgeiz in dieser Tischlerei.



Blick in eine Modelltischlerei

Die Männer drängen sich, die schwierigsten Stücke zu bekommen, nicht nur, weil das mehr Geld für sie bedeutet, sondern weil sie es wie eine Auszeichnung empfinden.

Das Holzmodell eines Maschinenteiles sieht anders aus als das fertige Gußstück. Seine Maße müssen um einen kleinen Prozentsatz größer sein, weil das Eisen beim Erkalten in der Form zusammenschrumpft. Das Modell muß außerdem so gebaut sein, daß der Former es aus seiner Form herausnehmen kann, ohne diese zu zerstören. Das Modell ist also meist zerlegbar, aus mehreren Stücken zusammengesetzt, dazu gehört viel Kopfarbeit. Ganz kleine Fehler können ein Modell entwerten; zum Beispiel, wenn man vergißt, die Dicke zu berechnen, mit der das fertige Stück gestrichen wird, dann stimmen schon die Maße nicht.

Die Modelltischlerei erinnert — freilich nur äußerlich — fast an einen Spielzeugladen durch die heitere Farbe des roten Lacks, mit dem die Modelle überzogen werden. Merkwürdig ist es, wie die Verschiedenheit des Materials das Gewicht verändert: ein Lokomotivrad, das in Stahl gegossen ein Gewicht von vielen Zentnern hat, hebt hier ein Mann mit zwei Fingern auf.

Die sechs Monate in dieser Tischlerei waren die glücklichsten meiner Volontärzeit. Kopf und Hand waren an der Arbeit gleich beteiligt. Es war ein Gleichgewicht da, das nicht zerstört wurde durch die Überbeanspruchung einzelner Muskelgruppen. Und die Modelltischler waren Leute, mit denen sich ernsthaft und gut reden ließ. Sie wußten in der Geschichte des Reviers Bescheid, erzählten vom Werden und Vergehen mancher berühmten Werke. Viel sprach man von den Persönlichkeiten der Großunternehmer wie Thyssen oder Hugo Stinnes. Von ihm ging das Wort um, man solle dafür sorgen, daß aus der großen Suppenterrine der Arbeiterschaft die Fettaguen nach oben kommen, um die mit der Zeit sich verbrauchenden Kräfte der leitenden Familien zu ersetzen.

Es war ein menschlich feiner Betrieb, der mir zum erstenmal die Überzeugung eingab, es müsse möglich sein, die Industrie des Reviers so zu gestalten, daß der Mensch im Arbeiter zu seinem Recht kommt.

4. Plauderei über den Buchdrucker

Ich habe einen Freund. Ernst heißt er und ist so, wie er heißt, ernst. Man kann sich gut mit ihm unterhalten. Seine Fragen sind verständig und beweisen, daß er vorher nachgedacht hat. Ernst kommt Ostern aus der Schule und weiß schon heute, was er lernen will. Buchdrucker will er werden.

„Warum willst Du denn Buchdrucker werden?“ habe ich ihn neulich auf einem Spaziergang gefragt.

Eine Weile schwieg er; dann meinte er nachdenklich: „Noch lieber würde ich Maler werden. Aber mein bißchen Zeichnen reicht wohl nicht dazu. Die vielen bunten Bilder auf den Illustrierten und großen Reiseplakaten gefallen mir sehr. So etwas möchte ich machen können.“

„Dann müßtest Du nicht Buchdrucker, sondern Tiefdrucker werden; denn die meisten Bilder sind Tiefdrucke.“

„Wieso? Ist das nicht dasselbe?“

„Nein, das ist es nicht. Buchdruck ist heute ein Sammelname für Vieles. Abgesehen davon, daß es Buchdrucker gibt, die niemals ein Buch gedruckt haben, gibt es auch Drucker, die sich nicht Buchdrucker nennen, sondern Tiefdrucker, Offsetdrucker, Lichtdrucker, Steindrucker, je nachdem, welches Druckverfahren sie benutzen. Manche Drucker nennen sich auch nach den Maschinen, an denen sie arbeiten, Flachdrucker, Rotationsdrucker, Tiegeldrucker, Zweitourendrucker und so fort. Aber das ist nicht so wichtig.“

„Doch. Das ist mir wichtig. Wenn ich Drucker werden soll, dann möchte ich doch gern wissen, was es da für Möglichkeiten gibt.“

„Bevor wir die wichtigsten Unterschiede feststellen, muß ich wissen, ob Du schon einmal eine Druckerei gesehen hast?“

„Natürlich. Ich bin doch im Abschlußjahr. Wir haben mit unserem Lehrer auch eine große Druckerei besichtigt.“

„Das ist gut. Hast Du Dir die Maschinen genau angesehen und herausgefunden, worin sie sich unterscheiden?“

„Ich weiß nicht genau, aber bei einigen großen Maschinen war der Drucksatz rund, und bei den anderen war er flach.“

„Das ist richtig und gibt Dir eine erste Unterscheidung. Die Maschinen, die runden Satz haben, heißen Rotationsmaschinen, und die Drucker daran heißen Rotationsdrucker oder Rotationer. Sie selber nennen sich scherzhaft-drastisch „Rollenkutscher“. Und die anderen Maschinen, bei denen die Druckform flach auf einer Eisenplatte, dem Fundament, eingespannt ist, heißen Flachdruckmaschinen. Die Drucker heißen Flachdrucker.“

„Ist die Ausbildung bei beiden verschieden?“

„Nein. Jeder Drucker muß zunächst einmal Flachdrucker werden. Wenn er dann ausgelernt und in den Jahren danach genügend Maschinenkenntnisse erworben hat, dann kann er sich noch in einer dreimonatigen Lehrzeit als Rotationer ausbilden lassen. Aber die meisten Flachdrucker wollen keine Rotationer werden.“ „Warum denn nicht?“

„Die Frage könntest Du eigentlich selber beantworten. Was ist Dir denn im Saal der Rotationsmaschinen aufgefallen?“

„Ich erinnere mich gut daran. Im Saal war ein furchtbarer Lärm. Der Boden zitterte, und man mußte brüllen, wenn man etwas sagen wollte. Ich war froh, als ich wieder draußen war.“

„Na, und sonst ist Dir nichts aufgefallen?“

„Doch, wir haben noch darüber gelacht. Unsere Haare waren wie mit Mehl bestäubt, und unsere Stullen, die wir draußen aßen, schmeckten so ähnlich, wie es drinnen gerochen hatte, nach Terpentin und Farbe.“

„Gut, Ernst. Das hast Du genau beobachtet. Die Flachdrucker wissen, daß sie als Rotationer mehr verdienen könnten, aber sie wissen auch, wie schädlich der Lärm und die schlechte Luft für ihre Gesundheit sind. Der Mehlstaub auf Euren Haaren war übrigens Papierstaub, den der Rotationer ständig einatmen muß. Bei der rasenden Bewegung der Walzen lösen sich Farbteilchen auf und schweben in der Luft herum. ‚Die Farbe fliegt‘, sagt der Drucker.“

„Na, ich werde ganz bestimmt kein Rotationer. Aber das brauche ich doch wohl auch nicht, wenn ich die schönen bunten Bilder drucken möchte. Die Rotationer, die ich gesehen habe, druckten Zeitungen, Tageszeitungen.“

„Das kann ich Dir noch nicht versprechen. Auch bei den Tiefdruckern gibt es Rotationer und Flachdrucker. Nur setzen sie das Wort „Tiefdruck“ vor ihre Berufsbezeichnung. Sie heißen also Tiefdruckrotationer und Tiefdruckflachdrucker.“

„Dann wäre ja Tiefdruck und Flachdruck überhaupt kein Gegensatz, und ich habe immer gedacht. — —“

„Halt, mein Junge! Jetzt fängt's an, schwer zu werden. Wir wollen versuchen, die Begriffe klar auseinanderzuhalten. Wonach haben wir bisher die Drucker unterschieden?“

„Nach den Maschinen, an denen sie arbeiten, Rotationsmaschinen und Flachdruckmaschinen.“

„Schön. Das ist aber nicht die einzige Unterscheidungsart. Es gibt eine andere, die viel wichtiger ist.“

„Aha! Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen. Wir haben in der Schule so etwas gemacht. Es ist ein Unterschied, ob ich Buchstaben drucke oder Bilder, zum

Beispiel einen Linoleumschnitt. Die Buchstaben stehen hoch, und die Bilder sind tiefgeschnitten. Dann wäre ja der Druck von Buchstaben Buchdruck, und der Druck von Bildern wäre Tief . . . ?“

„Halt, halt! Dein Beispiel ist falsch. Ich will mal so fragen: Welche Teile der Buchstaben werden vor dem Abdruck eingefärbt, die hochstehenden oder die tiefstehenden?“

„Die hochstehenden Teile, natürlich.“

„Und welche Teile werden bei dem Linoleumschnitt gefärbt und abgedruckt?“

„Auch die hochstehenden.“

„Richtig, Ernst. Bei beiden werden also die hochstehenden Teile gefärbt und gedruckt. Dieses Druckverfahren nennt man Hochdruck. Es ist die Druckart, die von altersher am meisten gepflegt worden ist bis — sagen wir — etwa 1930. Seitdem gewinnt ein anderes Druckverfahren immer mehr an Boden und zwar so erfolgreich, daß man es das Druckverfahren der Zukunft nennen könnte.“

„Ja, aber! Ist denn ein anderes Drucken als Hochdruck überhaupt möglich? Was tief liegt, kann doch nicht drucken. Drucken kommt doch von drücken. Wenn ich mich auf einen steinigen Boden lege, drücken doch immer die Steine und nicht die Zwischenräume zwischen den Steinen.“

„Das stimmt schon. Wenn ich aber den Zwischenraum zwischen den Steinen mit Wasser ausgieße und Du legst Dich darauf, was geschieht dann?“

„Dann drücken mich die Steine immer noch, und mein Anzug wird naß.“

„Wie kann er naß werden, wenn Du nur auf den Steinen liegst?“

„Na, ja. Mein Körper ist ja nicht ganz eben. Meine Kleider werden in die Zwischenräume hineingedrückt und saugen das Wasser auf. — Das ist eine Folge der Adhäsionskräfte des Wassers oder auch der Kapillareigenschaften der Stofffasern, das haben wir im Physikunterricht gelernt.“

„Das hast Du aber sehr vornehm, richtig wissenschaftlich gesagt, mein lieber Ernst. Wenn Du früher geboren worden wärest, hättest Du vielleicht den Tiefdruck selbst erfunden!“

„Jetzt machen Sie sich lustig über mich.“

„Aber nein. Dein Beispiel sagt genau, was Tiefdruck ist. Was gedruckt werden soll, Buchstaben oder Bilder, wird in eine Platte eingeschnitten oder eingätzt und eingefärbt. Ein Papierbogen wird daraufgelegt. Eine Gummiwalze drückt den Bogen so fest auf die Platte, daß er auch etwas in die Zwischenräume hineingedrückt wird, und das Papier saugt die Farbe aus den Zwischenräumen heraus. Das ist Tiefdruck. Man kann die Druckplatten flach lassen, dann hat man den Tiefdruckflachdruck, oder man kann das, was gedruckt

werden soll, gleich in passende Zylinder einätzen, dann hat man den Rotations-tiefdruck.“

„Ich verstehe noch nicht, wie es möglich ist, die tiefen Stellen einzufärben und die hochstehenden nicht; denn die dürfen doch nicht mitdrücken, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

„Du hast richtig verstanden. Man hat zwei Möglichkeiten, um zu verhindern, daß die hochstehenden Teile gefärbt werden oder gefärbt bleiben. Entweder man versieht die hochstehenden Teile mit einer farbabstoßenden Schicht, die das Einfärben verhindert, oder man wischt die hochstehenden Teile wieder sauber. Die zweite Art wird heute meist benutzt. Zu diesem Zweck läßt man über die Druckform ein dicht aufliegendes federndes Stahlmesser gleiten, das sogenannte Rakel. Es gibt Fachleute, die danach das ganze Druckverfahren nennen: Rakeltiefdruck.“

„Nun ist mir klar: Flachdruck ist der Gegensatz von Rotationsdruck. Und Sie meinen, der Tiefdruck wäre das Druckverfahren der Zukunft?“

„So ist es. Diese Zukunft hat schon begonnen. Der Tiefdruckanteil der Druck-erzeugnisse wird immer größer, weil er besonders bei hohen Auflagen und bei farbigen Drucken schneller, billiger, und — das wollen allerdings noch nicht alle Drucker zugeben — auch schöner ist.“

„Dann will ich also Tiefdrucker werden, um die schönen Farbdrucke herstellen zu können.“

„Hm! Ich glaube, ich muß Dich enttäuschen.“

„Warum denn? Sie haben doch gesagt, ich müßte Tiefdrucker werden, wenn ich Farbdrucke wie die Illustrierten und die großen Deutschlandreisebilder machen wollte.“

„Das habe ich gesagt; aber so junge Menschen wie Du können nicht gleich Tiefdrucker werden, sie müssen erst Buchdrucker, Flachdrucker, werden und können erst später, wenn sie älter sind, in den Tiefdruck überwechseln.“

„Warum denn das?“

„Es gibt verschiedene Gründe dafür. Der Hauptgrund aber ist die Gesundheitsschädlichkeit dieses Druckens. Ich will es Dir erklären. Wenn die Druck-farbe in die Tiefen einer Druckplatte hineinkommen soll, welche Eigenschaft müßte sie dann haben?“

„Sie müßte möglichst dünn, vielleicht sogar flüssig sein.“

„Richtig. Sie muß dünn sein. Druckfarbe ist aber ihrer Natur nach nicht dünn, sondern fest. Sie muß also verdünnt werden. Wenn sie aber auf das Papier gedruckt ist, dann darf sie nicht dünn bleiben — der Druck würde sonst verschmieren — sie muß schnell fest werden. Zu diesem Zweck benutzt man Lösungsmittel, die die Farbe verdünnen, aber selbst schnell verdampfen.

Das sind heute Xylol, Tuluol und Benzol. Die Dämpfe dieser Mittel sind gesundheitsschädlich, sie zerstören die Blutkörperchen. Natürlich versucht man, die verdampften Lösungsmittel abzusaugen, aber es bleibt genug übrig, was die Drucker einatmen müssen. Das ist der Grund, weshalb Jugendliche im Tiefdruck nicht Lehrling werden können.

„Das sehe ich ein. Dann müßte ich eben erst Buchdrucker werden und später Tiefdrucker.“

„Ja. Aber Du sagtest doch, noch lieber wärest Du Maler geworden. Um die schönen Farbdrucke herzustellen, braucht man doch nicht unbedingt Drucker zu werden. Es gibt eine ganze Reihe Berufe im graphischen Gewerbe, die eigentlich mehr mit der Herstellung solcher Drucke zu tun haben als der Drucker, der am Ende des Produktionsprozesses steht. Da sind die Photographen, die Kopierer, die Retoucheure, die Ätzer, die Galvaniseure und noch eine Reihe anderer, deren Tätigkeit genau so wichtig, zum Teil sogar interessanter als die der Drucker selber ist.“

„Das interessiert mich sehr.“

„Für heute haben wir genug geplaudert. Vielleicht holst Du Dir einmal ein Buch über den Rakeltiefdruck aus der Bibliothek oder auch eine Biographie über den Erfinder des Rakeltiefdrucks, Karl Klietsch, der selber Maler und Zeichner war. Die unter seiner Leitung in England hergestellten ersten Rakeltiefdrucke, mehrfarbige Reproduktionen alter Meister, haben um 1900 schon großes Aufsehen erregt. Ich habe solche Bilder zu Haus; wenn Du mich einmal besuchst, kannst Du sie Dir ansehen und mit den heutigen Tiefdruckplakaten vergleichen. Bis dahin auf Wiedersehen!“

Fritz Blümel, gelernter Buchdrucker, jetzt Schulleiter in Berlin-Britz

5. Von seltenen, aber um so interessanteren Berufen

Von solchen Tätigkeiten berichtet uns der Chef der Vereinigten *Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei* in Berlin-Neukölln; es handelt sich um die Berufe des Mosaiksetzers oder des Glasmalers oder des Kunstglasschleifers oder des Kunstglasers.

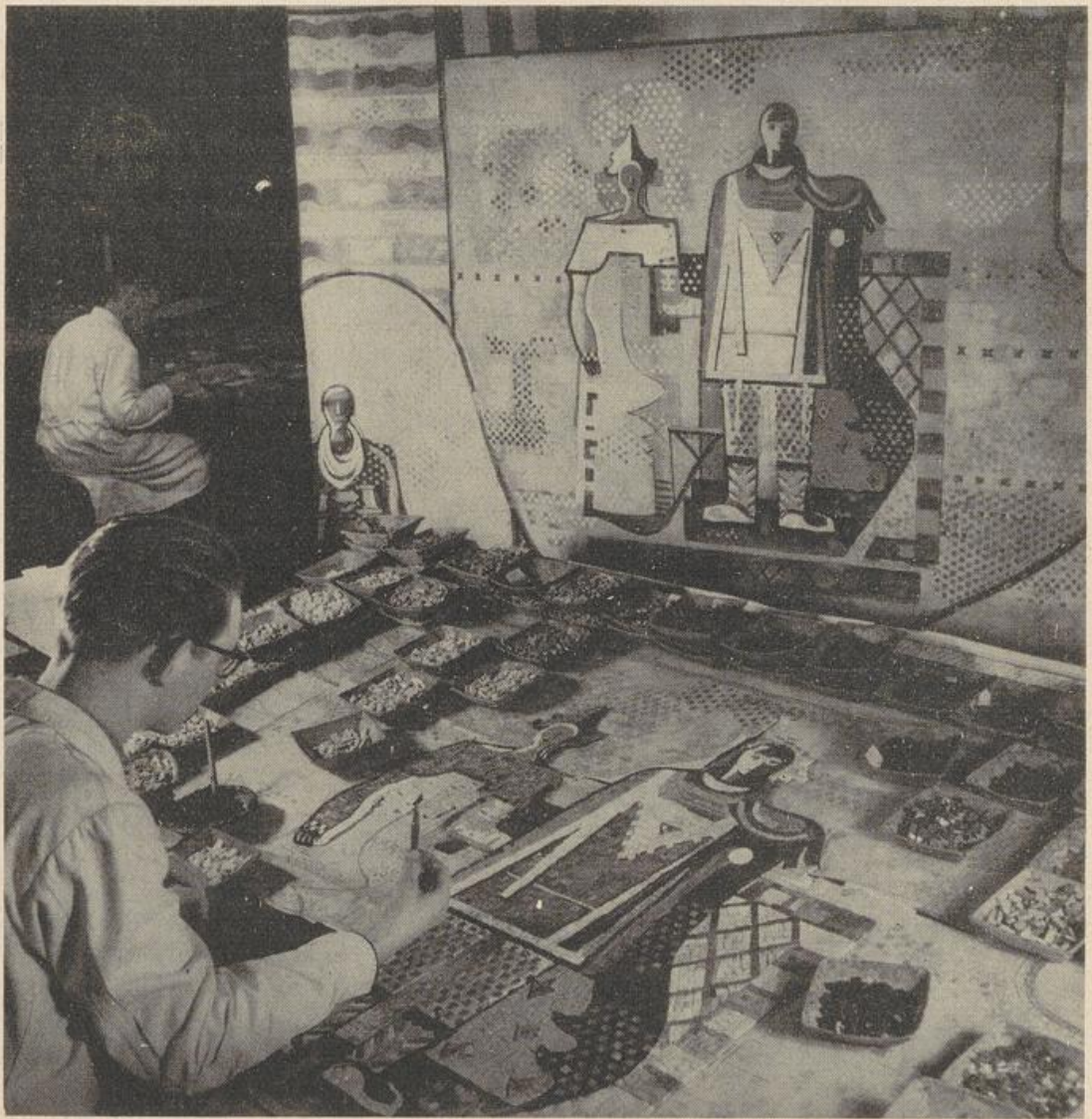
Werkstücke, an denen die gestaltenden Hände dieser Handwerker beteiligt gewesen sind, finden sich in der ganzen Welt: in den Kirchen Jerusalems, im Waldorf-Astoria-Hotel in New York, an den Wänden der Kontinentalbank in Lima, im eingelegten Schwimmbadboden der Privatjacht des griechischen Großbreeders Onassis wie in der alten Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche oder an den Säulen im neuen Allianzgebäude am Kurfürstendamm!

Die Schilderung der Kleinarbeit an solchen Kunstwerken regt vielleicht diesen oder jenen unter unseren Lesern und Leserinnen an, derartige Möglichkeiten bei ihren Berufsüberlegungen in Betracht zu ziehen. Wer sich im „Werken“ durch ausdauernde Geduld und peinliche Genauigkeit, sowie im Zeichenunterricht durch Form- und vor allem durch Farbsinn ausgezeichnet, darf auch an die ersten beiden der hier beschriebenen Berufe denken.

Der Mosaiksetzer

Das Wort „Mosaik“ ist griechischen Ursprungs. Ein aus vielen einzelnen, bunten Stein-, Glas- oder Marmor-Stücken zusammengesetztes Ornament oder Bild ist ein *Mosaik*. Schon im Altertum entstanden Fußböden oder Wandverzierungen in Mosaik, und sie haben, im Gegensatz zur Farbdarstellung, Jahrtausende überdauert. Die Witterung konnte den Steinchen, die in eine Wand, eine Decke oder einen Fußboden eingesetzt waren, nichts anhaben. Man nennt deshalb die Kunst des Mosaiksetzens auch „Malerei für die Ewigkeit“.

Heute arbeitet der Mosaiksetzer mit einer Auswahl von 10 000 bis 12 000 Farben-Nuancen. Glas-Mosaik ist ein durch und durch gefärbtes, undurchsichtiges Glas, welches in einer Spezial-Glashütte bei 1 200 Grad Celsius geschmolzen wird. Im Mosaik-Lager lernt der Mosaiksetzer, wie man das



Material mit einem Spezial-Werkzeug (Mosaik-Schläger-Hammer und Meißel) in kleine Steinchen aufspaltet. Dies geschieht nur durch ein leichtes, gefühlvolles Fallenlassen des Hammers auf das über den Meißel gehaltene Glasmaterial. Im großen Mosaiksetzerraum hängen farbige Vorlagen, die von namhaften Künstlern entworfen und in Original-Größe des später auszuführenden Mosaiks gemalt sind. Jeder Mosaiksetzer arbeitet an einem Teil-Ausschnitt. Er klebt die kleinen Steinchen mit einem wasserlöslichen Mehlkleister auf ein Arbeitspapier, auf welchem nur die Hauptlinien vorgezeichnet sind. (Siehe Abbildung I.) Die Setz-Technik und die Farbauswahl nimmt der Mosaiksetzer vor, wobei er sich aber genau an die vom Werkstattleiter zum Beginn jeder Arbeit ausgegebenen Richtlinien halten muß. Jeder muß diese Anpassungsfähigkeit besitzen. Der von jedem einzelnen an seinem Arbeitsplatz gesetzte Teil muß, eingefügt in die Teile, die von etwa 10 bis 15 anderen Arbeitskollegen angefertigt wurden, so gut hineinpasse, daß das fertige Mosaik-Gemälde in künstlerischer, farblicher und technischer Hinsicht gesehen, als „Ein Ganzes“ wirkt.

Von besonders am Bau geschulten Kräften (es sind auch gelernte Mosaiksetzer) wird nach Fertigstellung des Mosaikgemäldes in der Werkstatt die Montage in die zu schmückende Wand, Decke oder den Fußboden in Zementmörtel vorgenommen und zwar so, daß die einzelnen Arbeitsstücke mit den in Spiegelbild aufgeklebten Steinchen in den frischen Mörtel hineingedrückt werden. Nachdem dieser etwas erhärtet ist, wird das Arbeitspapier abgelöst und entfernt.

Im Gegensatz zu der sitzenden, ruhigen Tätigkeit in der Werkstatt erfordert diese zusätzliche Spezial-Ausbildung, daß man sich auch auf einem Baugerüst schwindelfrei bewegen kann und daß man mit Baumaterialien wie Kalk, Mörtel, Zement usw. umgehen kann. Als perfekter *Mosaik-Setzer*, wie er sich nach jahrelanger Tätigkeit nennen kann, hat er die Möglichkeit, Deutschland und darüber hinaus die ganze Welt kennenzulernen.

Der Glasmaler

Nach einer großen, farbigen Zeichnung eines Künstlers werden die farbigen, durchsichtigen Gläser herausgesucht. Es sind sogenannte Echte Antikgläser, die in süddeutschen Farben-Glashütten geschmolzen werden. Vom Kunstglaser (siehe auch weiter hinten „Der Kunstglaser“) werden die Gläser zugeschnitten. Genau nach der Vorlage des Künstlers werden nun durch den Glasmaler alle Linien und Schattierungen mit sogenanntem „Schwarzlot“, das ist ein fein pulverisiertes schwarzes Glas mit Metall-Oxyden vermischt, auf das Glas aufgemalt. (Siehe Abbildung II.) In einem Brennofen wird das Glas mit der Schwarzlot-Malerei gebrannt, das heißt, bei einer Temperatur von etwa 650 bis 700 Grad Celsius wird das Glas rotglühend, und die Malerei auf dem Glas brennt darin ein. Nach dem Abkühlen wird das Glas auf einwandfreien Brand geprüft.



Die Scheiben kommen nun in die Kunstglaserei und werden dort mit Blei-Sprosse zu einer schönen, farbigen Kunst- oder Blei-Verglasung zusammengefügt. In eine Fensteröffnung eingesetzt, können die Witterungseinflüsse der Malerei nichts mehr anhaben.

Wie ein Mosaikbild besteht so ein fertiges Fenster aus vielen einzelnen Scheiben, nur daß diese, im Gegensatz zu einem Mosaiksteinchen, um ein Vielfaches größer sind und daß sie ihre Leuchtkraft erst in der Durchsicht gegen das Tageslicht oder manchmal auch gegen eine künstliche Lichtquelle erhalten, während das Mosaikbild in der Ansicht bzw. Aufsicht wirkt.

Die Kunst der Glasmalerei geht auf das 12. Jahrhundert zurück, und noch heute zeugen schöne alte Glasmalereien, in Blei gefaßt, unverändert in Farbe und Zeichnung, von

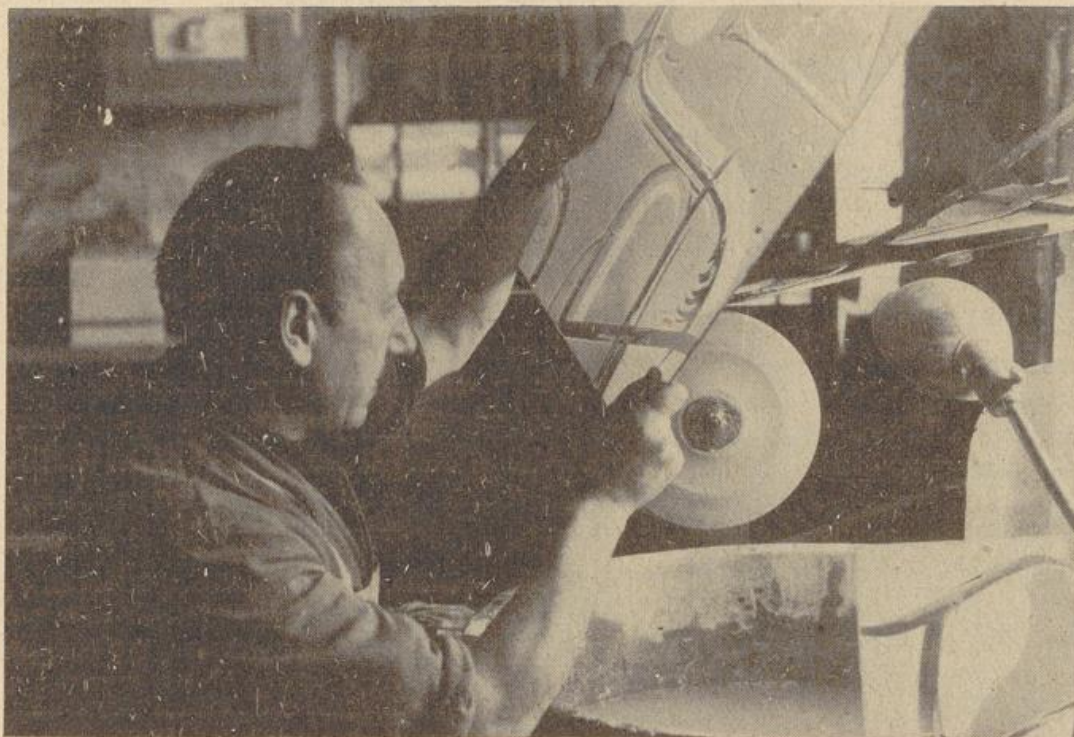
der Kunst der damaligen Zeit. Ähnlich wie bei einem Mosaikbild kann man auch hier von einer „Malerei für die Ewigkeit“ sprechen.

Wie beim Mosaiksetzer sind in diesem Beruf Geduld und Ausdauer am Arbeitsplatz und gute, schon geringe Farbschattierungen erkennende Augen Voraussetzung.

Der Kunstglasschleifer

Hohlglas und Flachglas wird dadurch, daß man Rillen, Sternchen, Kugeln oder sogar figürliche Darstellung in das Glas hineinschleift, in künstlerischer Hinsicht wertvoller.

Die Zeichnung eines Künstlers oder ein vorher aufgezeichnetes Muster wird durch Abpausen auf die zu schleifende Scheibe mittels Kohle- oder Blaupapier übertragen. Am Arbeitsplatz, dem sogenannten „Glasschleifstuhl“, dessen Welle durch einen elektrischen Motor und durch Riemen-Übertragung in schnelle Umdrehungen versetzt wird, schleift man in drei Arbeitsgängen. Je nach Schliffart und Zeichnung wird auf die Welle eine Schleifscheibe verschiedener Art, Stärke und Größe aufgesteckt und befestigt. Im 1. Arbeitsgang wird mit



einer Eisen-Schleifscheibe und einem Schleifmittel, welches mit Wasser verdünnt, von oben auf die sich schnell drehende Scheibe läuft, geschliffen. Durch Heranführen des Glases an die Schleifscheibe wird die Schliff-Linie aus dem Glas, wie man sagt, „herausgerissen“. Im 2. Arbeitsgang wird mit einer glatten Kunststein-Schleifscheibe und darüber laufendem Wasser der Schliff „fein“ nachgeschliffen, und im 3. Arbeitsgang wird dieser „Feinschliff“ mit einer Holzscheibe und einem Polier-Mittel (feuchtem Bimsstein-Mehl poliert und blank geschliffen. (Siehe Abbildung III).

Große Scheiben, die man nicht mehr mit der Kraft der Hände halten kann, werden gegen das Tageslicht vor eine Glasscheibe aufgestellt und daran befestigt. Eine über einen Elektro-Motor angetriebene bewegliche Welle mit der daran befestigten Schleifscheibe wird an die zu schleifende Scheibe herangeführt. Über die zu schleifende Fläche läuft aus einer besonderen Vorrichtung Wasser.

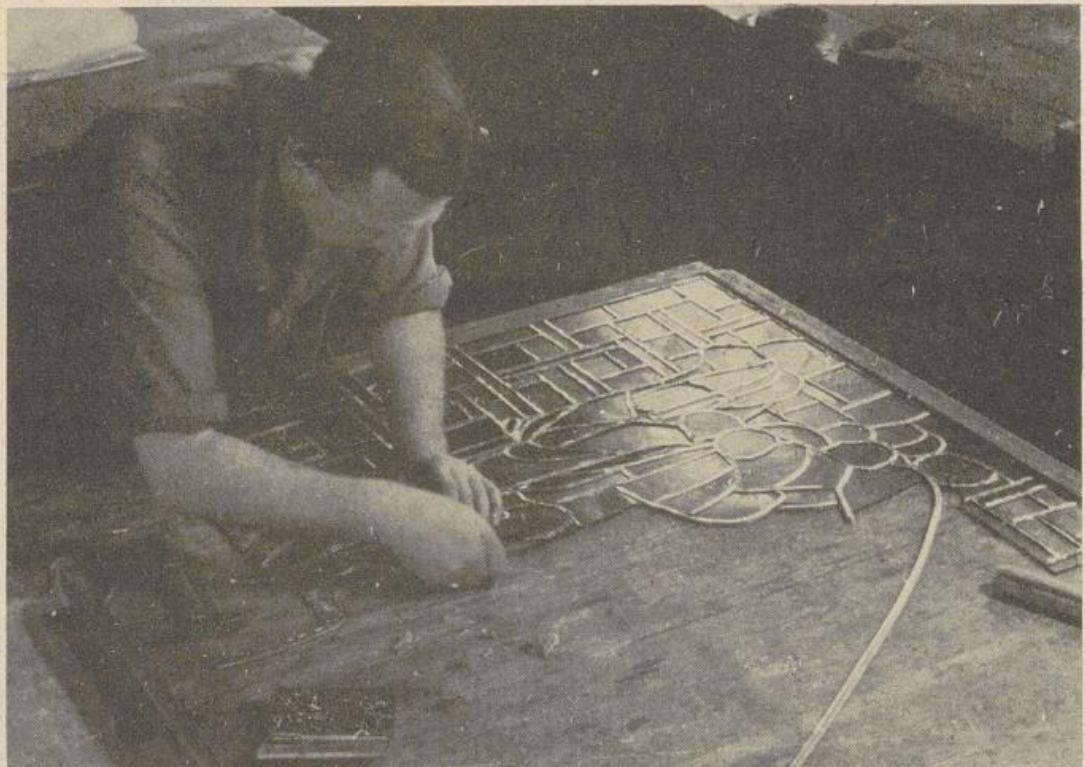
Die einzelnen Scheiben werden von einem Kunstglaser (siehe unten!) entweder am Bau an Ort und Stelle in vorhandene Holz- oder Metall-Konstruktionen eingesetzt oder in der Kunstglaserei durch Zusammenfügen mittels Blei- oder Messing-Sprossen zu einem Fenster verarbeitet.

Eine sichere Hand, gute Augen und nicht zu schwache Armmuskeln muß ein Lehrling besitzen, der hier lernen will. Das Einrichten des Arbeitsplatzes am Glasschleifstuhl bedingt auch, daß er etwas Sinn für technische Dinge besitzt.

Der Kunstglaser oder auch Bleiglaser

Neben den vielseitigen Arbeiten eines „Kunstglasers“, über die hier berichtet wird, muß er natürlich auch die sonst allgemein bekannten Arbeiten eines Glasers wie Blankscheibenverglasungen für Fenster, Glasdächer, Einsetzen von großen Schaufenster-Scheiben sowie das Einrahmen von Bildern beherrschen. Maße nehmen am Bau, manchmal auch unter Zuhilfenahme einer Anlegeleiter, wenn kein Gerüst steht, Anfertigung des genauen „Maß-Aufrisses“ und bei Blei- oder Kunst-Verglasungen zusätzlich die Anfertigung des sogenannten „Blei-Risses“ sind die Vorarbeiten zur Anfertigung von Verglasungen.

Nach dem Heraussuchen der Glassorten aus den Regalen mit vielen hundert Fächern erfolgt der Zuschnitt am Arbeitstisch. Zugeschnitten wird entweder mit einem Glasschneider, in den ein kleines Stahlrädchen eingelassen ist, oder mit einem in einen Holzknauf in Metall-Fassung eingelassenen Diamant-Splitter. Wenn die einzelnen Scheiben noch gemalt oder geschliffen werden, (siehe vorige Abschnitte „Der Glasmaler“ und „Der Glasschleifer“), kommen sie nach Beendigung dieser Arbeitsvorgänge zurück zum Kunstglaser, der nun die einzelnen Scheiben durch Zwischenfügen von doppel-T-förmigen Bleisprossen zu einem größeren Feld zusammenfügt. (Siehe Abbildung IV.) Jede Berührungsstelle zweier Bleisprossen wird mittels Zinn mit dem LötKolben gelötet und damit eine durchgehende Verbindung hergestellt. Diese Arbeit



geschieht von beiden Seiten des Bleifeldes. Durch Auflöten von Flach- und Rundeisen-Stäben werden die Bleifelder versteift, damit sie, in eine Fensteröffnung eingesetzt, gegen Winddruck standhalten. Noch vor dem Einsetzen am Bau wird in der Werkstatt die Seite, die nach außen kommt und somit der Witterung ausgesetzt ist, verkittet, das heißt, daß man den Zwischenraum zwischen Bleisprosse und Glas mit verdünntem Fenster-Kitt ausfüllt. Die Bleiverglasung wird dadurch so abgedichtet, daß kein Regen hindurchkommen kann.

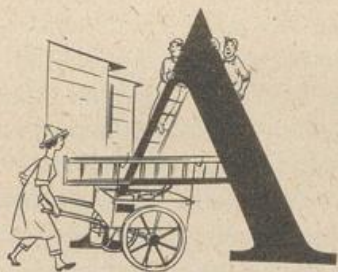
Eine gesundheitliche Gefährdung durch die Arbeit mit „Blei“ ist nicht gegeben, solange der Kunstglaser die selbstverständliche Pflicht beachtet, sich vor jedem Essen die Hände sorgfältig zu säubern.

Während der Mosaiksetzer, der Glasmaler und der Glasschleifer mit wenigen Ausnahmen eine sitzende Beschäftigung ausüben, werden fast alle „Glaserarbeiten“ im Stehen ausgeführt. Der Glaser-Lehrling muß — neben seinen guten Augen und einer sicheren Hand — auch körperlich flink und sehr beweglich sein. Gewissenhaft und genau muß er am Reißbrett seine Maß-Aufrisse anfertigen und auf Leitern und Gerüsten sich schwindelfrei bewegen können.

Jeder einzelne der vier genannten Berufe ist ein Lehrberuf für sich mit je drei Jahren Ausbildungszeit.

Hans W. Wagner

6. Aufgepaßt, die Malerin!



„Aufgepaßt, die Malerin!“ Das höre ich heute noch mehr oder weniger taktvoll rufen oder tuscheln, wenn ich mit Wagen, Leiter, Kalk, Malerkübeln und Lehrjungen auf dem Arbeitsplatz erscheine.

Ich bin nämlich keine Kunstmalerin, sondern einfach und bescheiden eine Malergehilfin im weißen Arbeitskittel, lackiere Möbel, streiche Wände, Gerüste, Maschinen, Decken, alles, was Schutz

gegen die Einwirkungen von Luft, Licht, Staub und Nässe braucht, um haltbarer und vielleicht auch — schöner zu werden.

Die Ursache zu meinem Berufsentschluß war ernst und traurig. Meine zwei Brüder sind rasch hintereinander im Osten gefallen. Unser Leid konnte ich nicht auslöschen, aber ich konnte versuchen, die Lücke auszufüllen.

Mein Vater besitzt ein angesehenes Malergeschäft in bester Lage. Der Name Julius D. hat in unserer Stadt einen guten Klang. Was sollte nun werden? Bestenfalls würde ich eines Tages heiraten, vielleicht einen Malermeister, dem unser Betrieb als reife Frucht in den Schoß fiel. Aber das hatten sich unsere Eltern nicht vorgestellt, als sie die Firma gründeten und unter Verzicht auf die Freuden eines weniger mühsamen Lebens für uns Kinder sich plagten.

Als ich eines Abends meinen Vater — wie schon öfter — gebeugt und sinnend im Garten stehen sah, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihm helfen und das werden, was meine Brüder hatten werden sollen.

Mein nicht ganz alltäglicher Plan stieß anfänglich auf manchen Widerspruch: Wie ich mir das vorstelle, Staub einatmen, auf Leitern stehen, auf Gerüsten arbeiten; ein Mädchenkörper sei kein Riese an Kraft; es habe schon seinen Grund, wenn in der Regel . . . Ob ich mir denke, mit „Zimmer hübsch ausmalen“ sei die Hauptsache getan.

Im stillen sagte ich mir: Warum sollte nicht auch ein Mädchen Willenskraft haben, und im Turnen war ich eine der besten; was hier und da fehlen möchte, sei durch größere Gewissenhaftigkeit aufzuholen; würde nicht manche Hausfrau sich freuen, wenn ihre Sorgen beim Renovieren der Wohnung rücksichtsvoller beachtet würden als sonst . . . Abwarten, nur abwarten! sagte ich mir und lernte drei Jahre lang bei einem anderen Handwerksmeister der Stadt und übte bei ihm alles, was zum Fach gehörte, auch das abscheuliche Abkratzen vielfach überkleckster Wände, Tünchen, Weißbinden, Tapezieren, Lackieren; es gab im Kriege und nach ihm nur wenig guten Lack; sein beizender Geruch verursachte oft Kopfschmerzen. Ferner Farbenabstimmen, Schablonieren, Öl-anstrich wollten gelernt sein. In der fachlichen Berufsschule gab es Schriftmalen, Farbenlehre, Bindemittelkunde, Maltechniken, Geschichte des Handwerks; einfache Buchführung und der übrige kaufmännische Teil traten hinzu.

Manchmal hat mich der Spott der Mitschüler und nachher das verzeihende Lächeln der männlichen Berufskollegen unsicher und auch verdrossen gemacht. Aber ich rettete mich in mein „Abwarten“.

Die Gehilfenprüfung vor der Innung habe ich dann als Beste unter 17 männlichen und einem weiblichen Bewerber abgelegt. Es ist nicht aus Überheblichkeit gesagt, sondern aus Freude am Erreichten; denn ich weiß ohnehin, daß ich noch viel lernen muß, bis man mir das anvertrauen kann, womit man meinen Vater betraut, dessen frohe Gehilfin ich vorderhand bin. Ich habe vor später noch die 1^{1/2}jährige Meisterschule für das Malerhandwerk zu besuchen oder wenigstens einen Meistervorbereitungskurs, in dem man sich in farbiger Raumgestaltung, Kunstgeschichte, Preisbildung und Scheck- und Wechsellehre vervollkommen kann.

Ein klein wenig liebäugle ich mit der künstlerischen Seite meines Berufs. Noch bin ich jung, aber es werden Jahre kommen, in denen ich nicht mehr alles leisten kann. Dann will ich vorbereitet sein. Zu gerne möchte ich Glas- und Porzellanmalen erlernen.

Aber das ist noch im weiten Felde. Jetzt gehören mir Leiter und Bürste, jetzt gehört mir die Wand, der Wohnblock inmitten der Trümmer, die Flüchtlings-siedlung vor der Krokuswiese. Vorerst gibt's Arbeit genug, notwendige Arbeit, in der zu beweisen ist, daß nach den Ungewittern zweier Kriege auch Mädels etwas leisten müssen und können.

Julie D., Malergehilfin in München

7. Briefwechsel über den Beruf der Drogistin

Liebe Tante Maja!

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich erst heute dazu komme, Dir für Deinen Brief zu danken, der wieder mal pfundig war. Ich war fest entschlossen, Deinem Rate zu folgen und am schulfreien Nachmittag alles abzuklappern, Gärtnerei und Töpferei. Aber alles fiel ins Wasser. Onkel Ernst hatte sich angesagt, und ich mußte Mutter helfen beim Kuchenbacken. In unserer Stadt war doch der große Drogisten-Kongreß, und dazu kam Onkel Ernst und wohnte natürlich bei uns.

Am ersten Abend seines Hierseins ging noch alles ziemlich friedlich ab. Ach nein, doch nicht! Er fuhr nämlich so elegant mit seinem Wagen in unseren Hof, daß er dabei Butzens Roller zu Kleinholz gemacht hat. Wenn er ihn ersetzt, ist es ja nicht so schlimm, obwohl Butz vor Weinen fast zerronnen ist.

Aber dann kam der zweite Abend. Die gesamte Familie saß bei Tisch. Gegessen war schon. Nun begann der Onkel mit seinem Vortrag. Er habe vernommen, daß ich aus der Schule komme und noch keine besonderen Berufswege eingeschlagen habe, auch meine Neigungen gingen nicht in eine genaue Richtung, und so halte er es für den einzig richtigen Weg, zu ihm zu kommen, um eine gute Drogistenlehre durchzumachen. Bei ihm als Innungsmeister und ehrenamtlichem Fachprüfungsleiter sei ich in den besten Händen. Sein Geschäft sei auf der Höhe wie keines weit und breit. Und dabei hat doch hier bei uns keine Seele jemals davon geredet, daß ich Drogistin werden könnte.

Zuerst dachte ich in meiner hintersten Seelenkammer: Vielleicht ist es nicht gerade leicht, wenn man den ganzen Tag mit Arzneimitteln und Chemikalien umgehen, mit Grammen rechnen und immer bloß Bauchwehtees und Seifen und solches Zeug riechen muß, aber trotzdem gefällt mir das ganz gut. Aber dann, Tante Maja, sah ich wieder Onkel Ernst an und hörte ihn reden und reden und dachte: Unmöglich! Ausgerechnet zu Onkel Ernst in die Lehre, ausgerechnet ich soll in das vergessene Nest am Ende der Welt? Aber Gott sei Dank hat Onkel Ernst ja meine Gedanken nicht gelesen.

Er hat weitergeredet, er hat eigentlich alles schon so ziemlich perfekt gemacht. Ich wäre glatt umgefallen, wenn ich nicht festgesessen hätte. Und Rolf warf



Silhouettenfries in einer
9. Schuljahrklasse

mir vielsagende Blicke zu, und Hannes zertrat mir mit seinen Genagelten unter dem Tisch fast die Zehen. Aber die Eltern waren ganz Ohr.

Einmal gelang es mir, mich zum Wort zu melden. Ich sagte ganz schüchtern: „Die Drogistenlehre kann ich doch auch hier machen. Wenn ich überhaupt Drogistin werden soll, brauche ich dazu doch nicht erst fortzufahren.“ Aber da war ich ins Fettnäpfchen getreten, mitten hinein sogar. Onkel Ernst war außer sich. Er war ehrlich entrüstet, denn schließlich hätte er mir doch nicht umsonst des langen und breiten die Vorzüge einer Lehre bei ihm auseinandergesetzt. Vater strafte mich mit einem einzigen Blick, und Mutter war richtig rot geworden. Ich schwieg jetzt nur noch, aber in mir sträubte sich alles. Es habe nun noch etwas Besonderes, etwas ganz Besonderes zu sagen, meinte der Onkel nach einer Pause, in der er Luft geholt hatte, und schaute dabei bedeutungsvoll zuerst zum Vater und dann zu uns, den Brüdern und mir herüber. Da sagte Mutter, ich solle Butz ins Bett bringen, und dann sollten wir Großen auch schlafen gehen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. So schnell waren wir noch nie aus dem Zimmer. Kannst Du Dir vorstellen, liebe Tante, wie unglücklich ich war? Und ich bin es heute auch noch. Rolf meinte steif und fest, ich müsse mich ganz schnell für irgend etwas entscheiden und klipp und klar sagen, daß ich nicht Drogistin werden könne, dazu sei ich auch viel zu blöde. „Ich finde es aber prima, Drogistin zu werden“, jammerte ich, „nur eben nicht bei Onkel Ernst.“ Und da sagte Rolf, dann sei ich restlos verloren und überhaupt eine Gans, die im Herbst gerupft und gebraten würde.

Mit diesen Gedanken ging ich in der Nacht zu Bett. Es ist ein Wunder, daß ich überhaupt schlafen konnte. Am anderen Tag übte ich mich im Schweigen. Ich gab wohl Antwort, wenn ich etwas gefragt wurde, aber sehr knapp. Am dritten Tag wurde ich ins Wohnzimmer gerufen. Da saß auch der Onkel. Mir wurde eröffnet, daß Onkel Ernst und Tante Thilde, da sie keine eignen Kinder besaßen, beschlossen hätten, mich einmal zur Erbin der Drogerie und des Hauses einzusetzen, falls ich . . . natürlich den Weg einschlage, der mir vorgezeichnet werde. Vater und Onkel erwarten einen Luftsprung von mir; aber ich war nahe am Heulen. Ich sagte: „So!“, und dann war ich draußen . . .

Vor einer Stunde ist Onkel Ernst abgefahren. „Ihr hört wieder von mir“, war sein letztes Wort.

Jetzt weißt Du alles, und wenn ich plötzlich vor Eurer Türe stehe, dann weißt Du, was los ist.

Deine unglückliche Ursel

Mein liebes Patenkind!

Du weißt doch hoffentlich, daß die Besuche, die den meisten Staub aufwirbeln, die ungefährlichsten sind. Man kann ja auch putzen, wenn sie von der Bildfläche verschwunden sind. Was sagen die Eltern jetzt zu der Geschichte, nachdem der Onkel fort ist? Und was sagst Du?

Ach, wenn Onkel Ernst doch versucht hätte, Dich und die Eltern vernünftig zu beraten! Er hätte seinen Beruf dabei noch viel besser ins rechte Licht rücken können.

Es ist ein vielseitiger Beruf, weil er kaufmännische Kenntnisse wie Buchführung, Schriftverkehr, Lagerhaltung, kaufmännisches Rechnen, Lohnabrechnungen, Warenein- und -ausgang und noch dies und jenes mehr neben den ganz bestimmten Fach- und Warenkenntnissen erfordert. Leicht ist er natürlich nicht. Unter uns wohnt ein Drogist in mittlerem Alter, der in Bälde eine eigene Drogerie haben, das heißt pachten wird. Wenn man jahrelang unter dem gleichen Dach wohnt, erfährt man hin und wieder voneinander. So weiß ich zum Beispiel, daß der Beruf unangenehme Seiten hat. Man muß mit Farben, Ölen und Fetten umgehen und wird dabei gräßlich schmutzig; beim Mischen der Heilkräuter ist der feine Staub für die Schleimhäute unangenehm, und der starkriechende Salmiak oder die gefährliche Salzsäure setzen dem einen oder anderen schon ein bißchen zu. Und da heißt es auch aufpassen! Es sei übrigens gar nicht selten, daß ein Lehrling aufgeben müsse, weil seine Haut gewisse Säuren einfach nicht ertrage, und bei einem hätten sich sehr bösartige Ausschläge eingestellt. Dafür soll die Arbeit im Labor hochinteressant sein, besonders die Herstellung von Salben und Tinkturen. Mein Hausgenosse ist ein halber Apotheker, der die Kundschaft über Arzneimittel und Chemikalien vorzüglich beraten kann. Er ist übrigens viel im Fotolabor tätig und hilft Entwickler und Fixierbad ansetzen, Filme entwickeln oder Abzüge machen. Ja, er hat sehr viel Erfahrung und die Schaufensterdekoration macht er seit Jahren mit dem jeweiligen Lehrling allein.

Damit ich es nicht vergesse, will ich Dir gleich sagen, daß während der dreijährigen Lehrzeit einmal wöchentlich die Drogisten-Fachschule zu besuchen ist, deren Unterricht alle möglichen Fächer einschließt. Um nur einige zu nennen; Chemie, Botanik, Physik, Arzneimittel- und Gift-Verordnung und Drogenkunde. Du siehst, daß man schon eine überdurchschnittliche Begabung haben muß, wenn man diesen Beruf ergreift. Natürlich gehört auch etwas Latein dazu, das man nebenbei sich einpaukt, und daneben läuft der rein kaufmännische Kursus weiter. Ohne die kaufmännische Prüfung wird man gar nicht zur Drogistenprüfung und zu der sich anschließenden vorgeschriebenen Gift-Prüfung durch den Amtsarzt zugelassen. Jetzt ist es Dir sicher ganz schwindelig geworden von dem Vielerlei, aber ich finde doch, daß es ein wirklich feiner Beruf ist, besonders für ein Mädchen.. Das findest Du doch auch? Ich habe gut gemerkt, wie er Dich ein bißchen in Bann geschlagen hat. Aber dann hat man Dir den Köder mit der Erberei unter die Nase gehalten. Da hast Du gefaucht und natürlich nicht zugebissen. Das hätte ich auch nicht ge-

tan. Berechnungen dieser Art dürfen mal bei älteren Leuten mit dem Verstand bedacht und überlegt werden, aber niemals bei jungen.

Natürlich ist es schade, daß Deine Besuche in der Gärtnerei und in der Töpferei ins Wasser gefallen sind und Du nun so durchgedreht bist, daß Du erst recht wie der Fisch im Trockenen zappelst. Aber das wird auch wieder in Ordnung kommen. Wußtest Du übrigens, daß es über 300 verschiedene Frauenberufe gibt, und meinst Du nicht, wir fänden darunter noch einen für Dich, und zwar den richtigen? Gar kein Grund zum Verzweifeln!

Sei nicht böse, bitte, wenn ich nun Schluß mache. Es ist gar nichts Wichtiges, was ich heute vorhabe. Ich mache deshalb Schluß, weil es gut ist, auch einmal zu schweigen und in sich hineinzuhören. Denn, nicht wahr, zerreden wollen wir Deine Angelegenheit nicht. Dazu ist sie eben doch zu ernst. Auch ich lasse wieder von mir hören wie der Onkel Ernst!

Stets Deine Tante Maja
(Martha-Maria Bosch)

8. Fräulein, bitte zum Diktat!

In den Schaufenstern der Buchhandlungen sieht man seit einiger Zeit in hellem Scheine bunt kartonierte Bücher in Brusttaschenformat, die alle nur 1,90 DM kosten; in den Läden präsentieren sie sich meist noch einmal, auf drehbaren Gestellen über — und nebeneinander lockend aufgebaut. Unter ihnen fällt uns eins mit dem obigen Titel besonders auf, unter diesem das Bild eines jungen Mädchens in modischer Bluse mit einer riesigen weißgetupften lila Schleife; die eine Hand hält einen Patentschreibblock bereit, die andere zückt den langen Bleistift; natürlich fehlen die roten Fingernägel nicht.

Der Verfasser des Buches, LUDWIG REINERS, steht als kaufmännischer Direktor eines großen Unternehmens mitten in der Praxis und ist gleichzeitig als ein außerordentlich gewandter Schriftsteller bekannt. Beides — seine Sach- und Menschenkenntnis sowohl als auch den guten Stil — wird man schon aus den paar Seiten erkennen, die wir hier als Mosaiksteinchen zum Berufsbild der *Stenotypistin* und der *Sekretärin* ausgesucht haben. Er beginnt mit einem *Brief an die „liebe Leserin“*, worin es u. a. heißt:

„Gott der Herr hat die Frauen bestimmt nicht dazu gemacht, täglich 8 Stunden an einer Schreibmaschine zu sitzen“ — dies Wort eines jungen Mädchens blieb mir lange im Ohr. Ich kann auch die Stimmung, die daraus spricht, gut verstehen.

Aber wir dürfen diesen Beruf nicht an unseren Wunschträumen messen, sondern an anderen Frauenberufen, dürfen ihn auch nicht oberflächlich auffassen und ausüben; aber wer ihn nicht mechanisch, sondern überlegen handhabt, kann in ihm Befriedigung finden.

Gewiß — es klafft ein Abgrund zwischen der *Durchschnittstenotypistin* einer Schreibstube, die tagaus, tagein für nicht allzuviel Geld ihre Seiten heruntertippt, ohne viel nachzudenken (was übrigens nicht verboten ist!), und der *Direktionssekretärin*, die mit den Problemen des Geschäfts innerlich verbunden ist und ein beträchtliches Gehalt beansprucht und erhält. Um diese Stellung haben übrigens in unseren Tagen Romane und Filme viel Märchenromantik gewoben.

Bestehen bleibt aber der zwiespältige Charakter der Aufgabe: halb Hilfe, halb Fürsorge; dem „Chef“ zeitlich stärker verbunden als seine Frau; mit mechanischer Arbeit belastet, aber in viele Geheimnisse des Geschäfts durch Schreiben der Briefe und der Protokolle eingeweiht; scheinbar nur bloße Hilfskraft, aber doch in der Haltung einer Dame: nur wenige Frauenberufe geben soviel Gelegenheit, menschliche und vor allem weibliche Qualitäten zu entfalten.

Zwischen der bloßen Stenotypistin und der rechten Hand des Chefs liegen *viele Übergangsstufen*. Glauben Sie nicht, liebe Leserin, Sie könnten nicht aufsteigen, weil Sie nur eine bescheidene Schulbildung haben! In meinem Bereich sitzen etwa 80 Mädchen an Schreibmaschinen, und im Laufe der Jahre habe ich ein paar hundert kennengelernt. Die mit höherer Schulbildung waren nicht immer die besten. *Mitdenken, Zuverlässigkeit und kaufmännische Gewandtheit* sind Sache der Begabung. Deshalb trägt jedes Mädchen mit diesen Eigenschaften den Marschallstab der Sekretärin in der Handtasche . . .

Von den vielen *Ratschlägen*, die der Verfasser den Stenotypistinnen und Sekretärinnen gibt, hier wenigstens einige:

1. Beim Diktat in die Maschine sehen Sie auf den Mund des Ansagers. Sie können die aufeinandergepreßten Lippen des m und den breiten Mund des n instinktiv unterscheiden. Übung ist alles!
2. Bevor Sie mit der *Übertragung aus einem Stenogramm* anfangen, lesen Sie sich den Brief durch, der beantwortet werden soll. Sein Verständnis erspart Irrtümer!
3. Wenn Sie die *Schreibung eines Wortes* nicht genau wissen, schlagen Sie vorher im Wörterbuch nach. Genauigkeit ist wichtiger als Schnelligkeit!
4. Wenn eine Stelle Ihres Stenogramms keinen rechten Sinn gibt, haben Sie einen Fehler gemacht. Besser dann fragen (Kollegin, Bürovorstand, letzten Endes den Diktierenden selbst) als raten!
5. Mein Lehrherr pflegte zu sagen: Stenotypistinnen, die Briefe vorlegen, die sie vorher nicht selbst *genau* durchgelesen haben, sollte man aufhängen. — Heute dürfte es solche leichtsinnigen Geschöpfe nicht mehr geben (?). Das Durchlesen muß erfolgen, ehe das Blatt aus der Maschine genommen wird; Verbesserungen sind sonst zeitraubend. Diktat und Briefftext *müssen* fehlerlos übereinstimmen. Der Chef kann vor der Unterschrift nicht Zeile um Zeile kontrollieren!
6. Chefs rechnen ungern und oft falsch, weil sie keine Übung haben. Lernen Sie deshalb sofort, mit Rechenmaschinen umzugehen. Überlegen Sie die Dezimalstellen genau, die sind wichtig!
7. Sie müssen vor dem Chef da sein und nach ihm gehen!
8. Seien Sie liebenswürdig gegen alle, auch gegenüber dem unscheinbarsten Besucher! Eine liebenswürdige Sekretärin macht das Wetter des Betriebes!

Nachsatz: Wenn der Chef einen Diktierapparat anschafft, brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Zuerst ist es anstrengender, auf die Dauer angenehmer.

Auch das Telefonieren im Auftrage der Firma will gelernt sein

Der Verfasser stellt Beispiele und Gegenbeispiele gegenüber: wie man es nicht machen soll und wie es richtig ist.

In unserem Fall hat eine Sekretärin des Direktionsbüros der Essener Eisenhütten die telefonische Verbindung eines Anrufers mit ihrem Chef herzustellen. Die linke Spalte zeigt, wie Frl. Sauer diese Aufgabe anfaßt, die rechte, wie Frl. Kluge so etwas zu machen pflegt.

Wir vergleichen die beiden Fassungen mit einander und fragen uns, warum die eine der anderen überlegen ist.

(S.=Frl. Sauer, Kl.=Frl. Kluge, Ro.=Direktor Rosenau, X oder Pr.=H. Prinz)

S. „Hier ist Frl. Sauer“. — X. „Verbinden Sie mich mit Direktor Rosenau“.

S. „Ich bin seine Sekretärin“.

X. „Verbinden Sie mich mit ihm!“ —

S. „Wer ist dort, bitte?“

X. „Das werde ich ihm schon sagen“. —

S. „Einen Augenblick, bitte ...“

S. „Herr Direktor, da ist ein Herr am Apparat, der sagt seinen Namen nicht.“

Ro. „Ich habe Ihnen schon zehnmal gesagt, ich spreche nicht mit Unbekannten. Ich habe auch keine Zeit, ich muß Ihnen noch Verschiedenes für die Turiner Reise nächste Woche diktieren“.

S. „Bitte, sind Sie noch da? Sie müssen erst Ihren Namen sagen“.

X. „Herrgott, sagen Sie ihm, Prinz Solingen ist am Apparat, ein alter Bekannter von ihm“.

S. „Entschuldigen Sie bitte vielmals, ich werde gleich melden — Herr Direktor, ach bitte, am Apparat ist ein Prinz Solingen.“

Ro. „Unsinn, der Mann heißt Prinz und ist aus Solingen. Alter Schnorrer! Bin nicht zu Hause, ab morgen verreist“.

S. „Herr Prinz, leider ist Herr Direktor ausgegangen“.

Kl. „Vorzimmer Rosenau, Kluge“. —

X. „Verbinden Sie mich mit Herrn Rosenau!“

Kl. „Wen darf ich melden?“ —

X. „Das sag ich ihm selber!“ —

Kl. „Herr Rosenau ist zur Zeit überlastet. Ich darf nur unter Namensnennung Gespräche weiterleiten. Weiß auch nicht, ob er noch im Haus ist“.

X. „Melden Sie Prinz Solingen, alter Bekannter“.

Kl. „Herr Rosenau, ein Prinz Solingen möchte Sie sprechen“.

Ro. „Der Kerl heißt Prinz, ist aber keiner. Alter Schnorrer! Bin außer Haus, ab morgen verreist.“

Kl. „Herr Prinz, Herr Rosenau hat in der letzten Viertelstunde das Haus verlassen. Darf ich um Ihre Nummer bitten, dann kann ich Sie verständigen, falls Herr Direktor heute noch zurückkommt.“

Pr. „737812, werde dort geholt. Aber ich rufe morgen selber noch mal an“.

Kl. „Herr Rosenau verreist leider schon morgen“. —

X. „Wohin denn?“

Kl. „Er hat nichts gesagt“. —

X. „Und wie lange?“

Kl. „Ich habe darüber nichts vorliegen“. —

Pr. „Reden Sie keinen Kohl, Mädchen. Also gut, ich rufe morgen früh nochmals an“.

S. „Herr Direktor Rosenau verreist morgen“. —

Pr. „Wo fährt er denn hin?“

S. „Nach Italien“. — Pr. „Aha, sicher nach Venedig“, — S. „Nein, nach Turin“.

Pr. „Aha, wahrscheinlich mit Herrn Prokuristen Rettich“.

S. „Nein, Herr Oberingenieur Luber fährt mit“.

Pr. „So, so! Na, auf Wiederhören!“

S. „Herr Direktor, den Prinz habe ich gut abgehängt. Ich habe ihm gesagt, Sie fahren schon morgen mit Herrn Luber nach Turin“ ...

Ro. „Frl. Sauer, Sie sind dümmer, als die Polizei erlaubt. Genau das hat der Mann gerne wissen wollen. Der arbeitet doch für die Konkurrenz! Haben Sie die Nummer von dem Kerl?“

S. „Leider nicht, Herr Direktor“.

X. „Er wird doch seiner Sekretärin sagen, was er vorhat!“

Kl. „Ich bin nur zur Aushilfe im Vorzimmer“. —

X. „Ich glaube Ihnen zwar kein Wort, aber richtig sind Sie“.

Zettel für Direktor Rosenau:

„Herr Prinz versuchte vergeblich herauszubekommen, wohin und wie lange Sie verreisen. Tel. 737812 (geholt)“.

Der Verfasser hat übrigens dem Telefonat den Satz vorangestellt: „Wenn wir von den Fehlern anderer zu lernen vermöchten, wären wir alle erfolgreiche Menschen“.

9. Zwei Briefe für die künftigen Kaufleute

Der erste Brief stammt aus der Feder eines Nichtfachmanns und ist an dessen Sohn gerichtet, der in Soest im Geschäft seiner Oheime in der *kaufmännischen Lehre* war. Später ist er ein bekannter Dichter geworden, FERDINAND FREILIGRATH, der auch in unserem Lesebuch mit einem Gedicht vertreten ist (s. S. 261). Vater Freiligrath schrieb an den 15jährigen Ferdinand im Juli 1825 folgenden Brief:

„Was Du mir in betreff Deines Tuns und Deines Lernens mitteilst, so kann ich nur über das Zweite ein Urteil fällen; über Dein Treiben als Lehrling würde schon deshalb meine Aussage null und nichtig scheinen, weil ich wohl weiß, wozu Zucker und Kaffee gebraucht werden, aber durchaus nicht Rede und

Antwort stehen kann, auf welchem Platze, nach welchem Preis-Courant, mit welchen Spesen gekauft werden muß, um mit den Kaufleuten desselben Ortes in Konkurrenz zu bleiben und dennoch die gehörigen und sogar nötigen Prozente zu gewinnen. Das sind Sachen, die ich ganz unbedingt Deinen beiden lieben Oheimen überlasse.

Nach dem, was Du mir über deren Ansichten über Deine außerberufliche Bildung mitteilst, kann ich mich nur freuen; es ist ein großer Vorteil für Dich, daß Deine beiden Onkel selbst literarisch gebildet sind und bis jetzt in den Stunden ihrer Erholung gerne den Musen huldigen.

Ahme Du diesen beiden, lieber Ferdinand, nach, sei nach den Stunden der Arbeit nie zu müde, Dich Büchern zu widmen, an denen Du Dich innerlich weiterbilden kannst. Tust Du das, so werden sie Dich noch beglücken, wenn auch alles andere wanken sollte.

Lieber Ferdinand, Du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wohl eigensinnige Kerle. Das letztere brauchst Du nun nicht zu werden; aber das erstere wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll, und sei immer tätig!

NS. Trachte auch vorzüglich nach einer schönen Handschrift, die darf Dir als Kaufmann durchaus nicht fehlen, und sie dürfte in Zukunft zu Deinem Fortkommen vielleicht ein nicht Geringes in die Waagschale Deines Glückes legen. Adieu, mein lieber Junge.“

Der zweite Brief ist von einem Fachmann geschrieben, der von der Picke auf gelernt und es im kaufmännischen Leben zu etwas gebracht hat. Er leitet daraus mit gutem Grund die Berechtigung ab, ein Wort an die jungen Kaufleute zu richten. Seine Zeilen sind im Jahre 1950 geschrieben.

Seit dem ersten Tage meiner Lehrzeit, als ich eine ganze Schaufel Kaffeebohnen auf den Fußboden des Ladens kippte und dafür den ersten, allerdings noch gelinden Anschauzer meines Lehrchefs einheimste, bis zum heutigen Tage sind genau 46 Jahre vergangen. In diesem langen Menschenalter habe ich mich stets mit Lebensmitteln beschäftigt, sei es als ungeschickter, noch jugendverträumter Stift, als Verkäufer hinter dem Ladentisch eines Einzelhandels-geschäftes oder eines Filialunternehmens, als Korrespondent und späterer Reisender einer Kaffeefirma oder als erster Mann in einer Kolonialwaren-großhandlung. Und dann führte der Weg, immer umgeben von Zucker, Reis, Kaffee, Gewürzen und Südfrüchten, bergauf und bergab durch viele Zweige

des Klein- und Großhandels, der Edeka und der Konsumgenossenschaften. Der Weg führte mich in viele Fabriken und in viele Lebensmittellager und ließ mich auch manchesmal im Ausland sehen, wie dort Lebens- und Genußmittel wachsen, hergestellt und behandelt werden. Ganz gleich, ob die Ware aus den Produktionsländern herangeholt wird, ob sie durch die Fabrikation geht oder in ihrem ursprünglichen Zustand über den Ladentisch gereicht wird, die letzte Einflußmöglichkeit des warenkundigen Kaufmanns ist und bleibt wichtig.

Die meisten Waren sind Nahrungsmittel. Sie enden in der Küche und auf dem Tisch. Also müssen sie so beschaffen sein, daß sie auch dieser Aufgabe, die Grundlage guter nahrhafter und schmackhafter Mahlzeiten zu sein, entsprechen. Die Unterschiede zwischen billiger und teurer Ware spielen hierbei keine Rolle. Auch die billige Ware muß diesen Ansprüchen gerecht werden.

Nicht alles, was angepriesen wird, ist gut und empfehlenswert. Es kann demnach durchaus möglich werden, die Hausfrau in ihrem Interesse von dem Einkauf einer Ware abzuhalten und sie zu belehren, an deren Stelle eine andere Ware zu kaufen. Die Beeinflussung der Hausfrau, dann einzukaufen, wenn die Ernte die Ware reichlich darbietet, und den Einkauf zurückzuhalten, wenn die Ware rar ist oder nur mit großen Kosten herangeschafft werden kann, hat auch entscheidende volkswirtschaftliche Bedeutung. Der Weg bis zu diesem Ziele ist lang und mühsam. Er verlangt Liebe zum Beruf und vor allem Beharrlichkeit. Die meisten bleiben auf halbem Wege stehen und eignen sich nur ein Halbwissen an, das in Zeiten der Warenknappheit genügen mag; dann aber, wenn die Ware den Käufer sucht, nicht ausreicht.

Ich nehme als ein Beispiel den Kaffee. Wer es nicht fertig bringt, sich mit seiner Geschichte, seinem Anbau, dem Import, dem Röstprozeß bis zur fachkundigen Tassenprobe zu befassen, wird niemals ein tüchtiger Kaffeekaufmann werden, dessen Laden in Verbraucherkreisen sich empfiehlt. Das Studium der warenkundlichen Literatur ist deshalb wertvoll.

Um die für den Beruf notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, ist ferner der dauernde Umgang mit der Ware eine Notwendigkeit. Die Ware muß einem täglich durch die Finger gehen, man muß immerfort vergleichen und probieren können und sich dadurch das Wissen aneignen, das kein Buch und kein theoretischer Unterricht so eindrucksvoll vermitteln können. Aus diesem täglichen praktischen Umgang mit der Ware erwachsen dann von selbst Sicherheit und Verantwortungswille als Grundlage einer vertrauenerweckenden Beratung und Versorgung des Verbrauchers.

Im Sinne dieser großen Aufgabe grüße ich den kaufmännischen Nachwuchs.

Fritz Klein, Verfasser von „Großes Lebensmittelbuch“,
Verlag Westermann

Auch Dichter und Dichterinnen vertiefen sich in die Welt der Berufe

1. Der Gärtner bei seiner Arbeit

Die Dichterin HELENE VOIGT-DIEDERICHs ist in der Nordmark Schleswig auf dem einsamen Gut Marienhoff aufgewachsen. Ihr erstes Buch erzählt von „Schleswig-Holsteiner Landleuten.“ Später in Jena, wo sie hochbetagt 1956 gestorben ist, stand ihr Schreibtisch in der Gärtnerwohnung des sog. Prinzessinnengartens.

Den ganzen Winter durch, auch bei Frost, hatte der Gärtner zu säubern, zu beschneiden oder sonstwie zu tun gehabt, doch war es immer Arbeit, die sich schon einmal strecken durfte.

Aber nun: märzenglücklich schwillt die Erde, Luft und Himmel — *der neue Aufbruch!* Es wird Zeit, denkt unser Gärtner, zum Bauern zu gehen, der ihm im Herbst ein paar Fuder Dünger zugesagt hat für die Frühbeete. Fernsprecher? Nein! Wo man etwas durchdrücken will, tut man gut, in eigener Person zur Stelle zu sein. Mittags macht er sich auf den Weg. Die Sonne glitzert, es riecht nach Erde, Stall und Schmelzwasser. Kinder hocken auf dem abgetrockneten Pflaster, lassen, wie es sich für den Vorfrühling gehört, ihre bunten Murneln in die Spielgrube laufen. Hoch an der Wand grugrun die Tauben und plustern sich brutlustig. Der Bauer tritt aus seiner Tür auf den ummauerten Hof. Er hört sich die Worte des Besuchers an, schiebt zögernd als Pfeife die Spitze des Knebelbartes in den Mund. Er überlegt den Fall, erinnert sich . . . Gern rückt er den Mist nicht heraus. Doch woher die Zinsen nehmen für die Grundschild? Bargeld lacht . . . Also gut, morgen früh wird er aufladen, ein ordentliches Fuder Pferdedung.

Der Gärtner, froh des Handels, stapft davon. Frei an der Straße, zwischen Obstpflanzungen, liegt sein Garten. Er öffnet den Geräteschuppen, drinnen duftet es nach Harz und Strohblumen, ein vorzeitiges Pfauenauge flirrt am Fenster. Der Gärtner greift ein Messer und einen Korb heraus, hockt sich nieder, dort, wo der *Spinat* das erste frische Herzgrün seiner Blätter regt. Der Boden, nur obenhin durchgetaut, sieht bald aus wie zerwühlt von Wildschweinen. Jetzt richtet sich der Gärtner hoch — auf den breiten schnalzenden Erdklumpen seiner Füße. Er prüft das Gewicht des Korbes — ein paar Pfund sind es schon. Ein Leckerbissen in dieser Jahreszeit. Die Stunden der Arbeit, jetzt fast noch im Winter, darf man nicht zählen; man wird die Kinder seines Fleißes schon an den Mann bringen.

Darum ist dieser frühe Märztag für ihn ein guter fröhlicher Anfang. Wenn nur der Bauer Wort hält mit seiner Fuhre! . . . Hallo! Als der Gärtner am folgenden Morgen auf seinem Rade angefahren kommt, leuchtet der dampfende Haufen am vorbestimmten Platz. Gleich macht er sich daran, mit der Vierzinkforke die gute wärmende Laubschild aus den Kastenbeeten zu heben. Sieh an! Ein Hohlraum tut sich auf, eine gepolsterte Stube, von einer Stachelkugel

bewohnt. Sie rollt sich aus ihrem Winterschlaf, hat unversehens blanke Augen, eine rosa Schnüffelschnauze, begreift schnell, was los ist. — Schneckenpolizei für die Sommernächte.

Während der Gärtner weiterarbeitet, freut sich sein Sinn noch ein Weilchen hinter dem Igel her. Danach wird *der Mist* herangekarrt, wird Forke bei Forke eingestreut und festgeklopft. Schöner kräftiger Landdünger! lobt der Gärtner. Stroh, nicht zu lang, ganz vollgesogen; kein Sägemehl, wie es der Fuhrherr in der Stadt seinen Gäulen, die er neben Trecker und Lastauto immer noch nicht ganz missen kann, unter die Füße gibt. — Bleibt für heute: Die Fensterauflagen! Schön weiß gestrichen werden sie an ihren Eisenringen Stück für Stück herbeigetragen. Bald sind *die Kästen*, vor der Abendkühle noch, mit Glas und Matten zugedeckt. Macht eure Sache gut bis morgen früh!

In seiner Wohnung sieht der Gärtner gleich nach den *Keimproben*. Er zieht die Schalen mit dem Sand unter dem Ofen hervor. Die runden, eckigen, borstigen, gerillten oder flattrigen Samenkörner quellen und platzen, ein bleicher Lebensnerv tastet heraus. Hat wie das Hühnchen im Ei seine erste Nahrung verzehrt, sucht nach Feuchtigkeit, spaltet und färbt sich, blättert zart gegen das Licht. Der Gärtner trägt die Schalen unter die Lampe, prüft, sammelt und zählt. Die Petersilie? Nun, der Samen ist von Natur hartleibig, liegt vier Wochen mausetot im Land, da darf man auch hier am Ofen Geduld haben . . . Behutsam langen die Arme zum Samenbort. Er ordnet die *Tüten und Beutel*, vergleicht Listen, wiegt ab. Aufgepaßt! Im vorigen Jahr waren die Tomaten zu dick gesät! Es kribbelt ihm ein feines streuendes Geraune wohlgefällig durch alle Fingerspitzen.

Nach prächtigem *Wachswetter* unter hochgestelltem Glas sprießen bald die kleinen kerzengeraden Bäume der *Tomaten*. Sind die Eisheiligen vorbei, soll gleich der Versuch gemacht werden: hinaus ins offene Land. Vom Seitenweg grüßt ein Weißbart, der Dorfkrämer. „Es wird Zeit für die Tomaten“, ruft er herüber, will sich's nur merken lassen, daß er baldigst mit einem Korbe vorspricht und selbstverständlich von den gehegten Erstlingen bekommen wird.

Mit Blick und Hand werden die ins brutwarme Beet gesenkten *Gurkentöpfe* geprüft. Breite, gesunde Zweiblattkeime, doch tief dazwischen dieser elende Schwamm. Der Gärtner läßt eine aus der Erde gedrehte Handvoll davon abseits in die Hölle für Schädlinge fallen. Das ist nun so: bei jedem Gedeihen steht gleich der Feind daneben.

Kirschblütenschnee schwimmt auf kleinen Teichen im Grund der strotzenden *Rhabarberblätter*. Verborgен platzt es aus seidig perlmuttener Haube. Ein rascher Schnitt — der Knospenkopf, der den rosigen Stengeln die Kraft wegsaugt, fliegt auf den Haufen gärenden Abfalls: Überschüssiges Leben, das nicht verloren geht, sondern zu neuer nährender Erde wird.

Dann beäugt er das breite vielhundertblütige Lila, das Schwefel- und Dottergelb, das linnenfrische Weiß des *Steingartens*. Von den Vorübergängern bleibt gar mancher stehen, deutet auf den Teppich des dunklen Hornveilchens, den Blütenball der sibirischen Primel, die zierliche Felsenprimel. Zur Aufklärung hat der Gärtner Merkschilder gekauft, recht gelehrt und botanisch. Unter dem tropfenden Dach des Schuppens prüft er die Wasserfestigkeit der Schrift. Er greift in den Balkenwinkel, findet ein paar Nägel und zweckt das weiße glasharte Plättchen an den schlanken Haselstab.

Schnell noch ein Gang auf das *Gemüsefeld*, sein Pachtland flußwärts an der anderen Seite vom Dorf. Gar und regenlocker streckt es sich vor ihm. Junges Pflanzenvolk streift hin und her. Das *Schwarzwurzelbeet* — wochenlang schlief es unter steindürre Kruste, doch nun nach der feuchten Nacht hat sich die Erde feinspitzig übergrast. Daumenhoch büscheln sich die Blattsträube der *Puffbohnen*. Hier die *Erbsen* — gefährlich taubenreif. War schon etwas dran an dem alten Gesetz im Bauernland: nur wer selber Feld hat, darf Tauben halten.

Einmal nach einem solchen *Mittsommertagewerk*, durchgeknetet in jedem Muskel, wird der Todmüde hochgescheucht aus tiefem Vormitternachtsschlaf. Rief da nicht jemand seinen Namen? „Was ist?“ — er hängt den Kopf zum Fenster hinaus. „Schnell auf!“ — mahnt hinter der Planke unsichtbar ein Mann. „Kühe sind von der Weide ausgebrochen, haben sich von der Landstraße her ins Erbsenfeld eingefressen!“ Der Gärtner fährt in die Kleider, greift nach der Taschenlampe. Eine bäuerliche Gestalt wartet seiner mit lebhafter Rede: Spät auf dem Heimweg hat er die Tiere bemerkt, hat sich gedacht, da läufst du nur gleich und weckst den Gärtner ... Im Eilschritt rennen die beiden durchs Dorf. Nur in der Schenke noch ein letztes Licht. Kuhduft streicht her vom tauigen Gartenfeld, dunkel unterm Sternhimmel wogen die Umrisse der plumpen Leiber. Es mampft und schlingt, knistert und knackt — wie an voller Raufe steht das Vieh hinter den Erbsenbeeten. Hallo, Schelten, Gejage und Händeklatschen. Die Tiere stutzen; sie scheinen genau zu wissen, womit sie sich den Pansen vollschlagen. Das Maul noch gefranst von saftigen Ranken, preschen sie zur Straße zurück, finden brüllend den Weg über die Schienen, flüchten durch das beiseite gedrückte Tor der heimischen Weide zu. Die Männer tasten nach Steinen, hämmern die Latten fest. Bevor sie sich trennen, dankt der Gärtner mit Handschlag dem Hilfsbereiten. Nun ja, die Menschen sind unterschiedlich. Der eine rettet das fremde Brot, der andere, ungerührt, läßt es im Ofen verbrennen.

Erntezeit: Die *Kirschen* im Garten sind überreif; einen Gewitterguß halten sie nicht mehr aus. Besser ist besser! Stiellocker, prall und glänzend füllen sie den Korb auf der Leiter. Aber lohnt es, wegen dieses halben Zentners morgen in die Stadt zu fahren? Glück muß der Mensch haben. Ein singender

Lastwagen dröhnt heran. Stopp, genau an der Gartenecke. Eine dicke Panne, wie es scheint. Jugend auf Fahrt — sie quillt heraus, sich die Beine zu vertreten. Über den Zaun herüber wird der Gärtner entdeckt, mit seiner lockenden Frucht. Zuruf und Jubel! Also macht der Meister sich daran, Pfund bei Pfund abzuwiegen. Jungens und Kirschen! Da wird mancher Tüte noch eine Handvoll gespendet. Bald ist der Wagen gesund. Die letzten Kerne werden lustig ins Gras gespuckt.

Mit Körben bepackt kommt der Gärtner abends heim. Schwül duften die Petunien draußen auf dem Sims; fernes Wetterleuchten huscht, braun fällt die Dämmerung. Ein sanftes Rauschen lockt ihn beim Schlafengehen ans Fenster. Es regnet. Labefroh nimmt er das Bild der trinkenden Pflanzen mit sich in den Traum.

Und *das Jahr klingt aus*: Der Gärtner wittert gegen Osten. Kühle schauert am Nachmittag. Er berät mit seinem Arbeiter. Vielleicht tun sie gut, die *Chrysanthemen* zu bedecken? Pfähle, durch Stangen verbunden, warten schon zwischen den Beeten auf die Matten. Die letzten anhängenden Tomaten, dazu die *Dahlienknollen* wollen in Sicherheit gebracht sein. Und wie ist es mit den *Winterastern*? Jede der vielen Farben mit diesem zarten Unterton von Silber! Sollte man nicht die schönsten Pflanzen hinhalten im gedeckten Beet? Die zwei Männer räumen, um Platz zu schaffen für die üppigen Büschel, die Erde aus den Kästen. Dabei erzählt der Gärtner, daß morgen in der Stadt vor dem Notar ihm sein Nachbar das Pachtfeld gegen gehörigen Preis überschreiben wird. Der Arbeiter meint, da müsse man denn ja Glück wünschen? Der Meister antwortet, nun ja, das könne man wohl. Und wenn alles nicht schlechter laufe als bisher, so hoffe er, seinen Helfer dieses Mal im Winter mit der Arbeit durchhalten zu können, vor allem auch der Hecke wegen, die für das nun eigene Land nötig werde.

Sie prüfen in der feuchten Dämmerung dort die Mieten, in denen das Gemüse vor dem Frost verwahrt werden soll. Schwanz bei Schwanz liegen die roten Möhren wie Tiere, die sich Schutz suchend auf einen Haufen gedrängt haben. Der Beschauer teilt den Vorrat ein: diese Grube da, nahe der Landstraße, braucht nur eine leichte Decke, wird bald abgefahren.

Langsam quer über das leergeräumte Feld schreitet der Gärtner. Sein Auge bestimmt schon den geeigneten Platz für die neue *Obstplantage*; denn als erstes müssen doch nun Bäume sein! Ein weiteres Stück Erde soll ihm hier zuwachsen. Das bedeutet: *hier* bin ich verpflichtet, meinen Mitmenschen und mir selber.

Der schreitende Mann bückt sich, hebt eine Hand voll Erde auf. Braun und frisch krümelt sie sich, duftet wie dunkles geriebenes Brot. Man möchte sie fast in den Mund nehmen.

Helene Voigt-Diederichs

2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

ANTON DÖRFLER, ein Nürnberger Lehrer, hat sich in der deutschen Literaturgeschichte einen Platz gesichert durch seinen prächtigen Töpferroman „Der tausendjährige Krug“. Darin schildert er das Brauchtum und Schaffen der Handwerkerfamilien in einer mainfränkischen Kleinstadt.

Beim Onkel Schneidermeister war Besuch aus der Großstadt angekommen, ein junges und recht frisches Mädel. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen: zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih im Städtchen des Onkels, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal etwas gönnen.

Als der Onkel das erste Mal mit ihr im benachbarten Töpferhaus erschien, um sie vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erklimm das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinahe die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk sich schlank und schmal ausnahm wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den prüfenden Blick des alten Töpfers auszuhalten.



Er und sein Sohn hatten in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen. Da mußte sich Hedi ein Kirchweihgeschenk auswählen. Sie konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Der junge Töpfer hatte schon zugeredet, ruhig beide

Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Tontierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Seitdem verbrachte Hedi den größten Teil ihrer Zeit in der Töpferei. Sie wollte ganz nebenbei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen *Töpferschurz* umgebunden bekam.

Der Meister nahm es mit der Unterweisung des *neuen Lehrlings* ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlämmprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonkneten — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Meister immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt: aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper Sand, die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Rezept, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk den ganzen Menschen formt wie der Töpfer seinen Krug, war sie gewillt, *ein ganzer Töpfer* zu werden.

3. Das erste Jahr in einer kaufmännischen Firma

Pünktlich mit dem Glockenschlag betrat der neue Lehrling das Büro der Firma P. C. Trimborn. Einige der jungen Herren saßen und standen schon da, bereit zur Tagesarbeit, und sahen ihn mit Neugier an.

Der Neuling hatte einige Male gesehen und gehört, wie Fremde sich einander vorstellen und sich begrüßen, machte also eine kleine unbeholfene Verbeugung und sagte langsam und deutlich: „Klaus Hinrich Baas“. Ein langer, dünner, rotblonder Mensch, der bequem am Türpfosten lehnte, sagte: „Gleich 'ne vollständige Firma!“ Ein vornehmer, blonder Junge sah ihn fremd und hochmütig an. Die andern lächelten.

Er wurde rot und sah sich ratlos nach einem Platz um. Da kam ein kleiner Herr in mittleren Jahren in einer Lüsterjacke aus dem Nebenraum und zeigte ihm Platz und Stuhl.

Nun saß er in einer angstvollen, feierlichen Glückseligkeit, den Kopf zwischen den Schultern, über dem Rechenwerk, das der kleine Herr schräg gegenüber vom erhöhten Pult ihm herübergereicht hatte. Er mußte während des ganzen Tages Aktien, die durcheinander geworfen waren, nach der Reihe der Nummern ordnen und aufzeichnen. So kam er gleich in die großen Zahlen hinein.

Am zweiten Tag, morgens, als der Chef noch nicht da war, ging es lebendiger her, und sie fingen an, „ihn anzustellen“, wie sie sagten. Sein Gegenüber, der

lange Dünne mit dem rötlichen Haar, sagte, sie wollten nun alle mal sehen, wie und wo er sich am besten blamiere. Bald schob ihm der eine einen Brief hin und wies ihn an, wie er ihn kopieren und registrieren sollte; bald kam einer mit einem Stoß Ordres, daß er sie ins Buch eintrage; bald verlangte einer, daß er ihm aus einem Heft von Referenzmustern ein bestimmtes heraus-
suche. Nach einigen Tagen bekam er die Portokasse. Mit stummem Entsetzen übernahm er den Bestand an Bargeld und Marken, Marken zu zwei, drei und fünf Mark, von deren Existenz er nie gewußt! Und am Ende der Woche sagte ihm der kleine Herr, den er allmählich als den Prokuristen erkannt hatte, daß es seine Aufgabe wäre, jeden Fremden, der das Kontor betrete, nach seinem Anliegen zu fragen.

Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, und geriet bei seiner bäuerischen Schwerfälligkeit und Unkenntnis dieser neuen Welt und daraus kommendem Mißtrauen gegen sich und alle Menschen in allerlei Versehen und sonderbare Fehlgriffe. Es passierte ihm, daß er zu Briefen verkehrte Anlagen legte und daß er dem Boten einer Bank oder eines Geschäftes Verkehrtes oder Unfertiges mitgab, oder daß er Namen und Firmen verwechselte, wodurch dann eine große Verwirrung und ein eiliges Nachrennen und Suchen entstand. Er führte wohl einen Besucher, der ihm durchaus nicht verraten wollte, was er begehrte, und ihm durch seine Gewandtheit und Sicherheit imponierte, in das Zimmer des Chefs und mußte dann erfahren, daß es ein elender Schnorrer war; er wies ein junges Mädchen, das geradeswegs durch die Schranke in „die schöne Stube“ gehen wollte, zurück und war seiner Sache so sicher, daß er energisch forderte, sie müsse ihm sagen, was sie wolle; aber da kam die Stimme des Chefs von seinem Schreibtisch her: „Bist du da, mein Kind? . . .“ und sie ging lächelnd an Klaus Baas vorüber. Dann kam wohl gar noch ein Tadel vom Prokuristen herüber. Nach solchen Mißgriffen hielt er sich ganz unfähig für den Beruf und saß oft mutlos da.

Allmählich, wie er zu seiner Verwunderung merkte, daß man ihn trotz seiner Torheiten nicht hinauswarf, ja, daß man sie von dem jüngsten Lehrling eigentlich verlangte, kam sein Kopf ein wenig zwischen den Schultern hervor, wie beim Igel, wenn's still wird; er sah sich vorsichtig ein wenig um und besah den Betrieb und Staat, in den er hineingeraten war.

Im Hinterzimmer, in das man durch die immer offene Doppeltür hineinsah, saßen an einem langen Tisch, unter einem *Prokuristen* als ihrem Häuptling, vier oder fünf Mann beim *Warenwesen*. Wenn die Agenten der Inlandfabriken erschienen und ihre Erzeugnisse anboten und der Abgang eines Dampfers bevorstand, der die gekauften Waren nach den fernen Inseln brachte, saßen sie oft tagelang ernst und stumm bei heißer Arbeit. Wenn es aber ans gemächlichere Schreiben und Eintragen der Rechnungen ging, dann kamen sie zeitweilig in lustige Bewegung und zuweilen, wenn der Chef nicht da war, sogar in eine Art von gelindem Aufstand.

In dem Mittelzimmer, in dem er saß, den Kopf noch immer etwas zwischen den Schultern, arbeiteten vier Mann am *Geld- und Rechnungswesen*. Der Prokurist saß unermüdlich mit immer gleicher Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine gute Henne über Küchlein, über Zahlen, Rechnungen, Wechseln, Assekuranz-Aufstellungen und dergleichen; und Klaus Baas war sein Handlanger, der vorläufig ohne Verständnis, so gut und so schlecht er konnte, alles machte, was ihm vorgelegt wurde, und dann an die folgende Arbeit ging. Links neben ihm arbeitete ein langer, schlanker Mensch mit feinem, hellblondem Kopf, Karl Eschen, wohl ein oder zwei Jahre älter als er. Er war immer fleißig und wortkarg und immer ernst. Zuweilen stand er stundenlang aufrecht in vornehmer Haltung, ein mächtiges Buch vor sich, in das er mit unendlicher Ruhe und Bestimmtheit bald auf diese, bald auf jene Seite eine Zahl hinsetzte, als wenn er sie in Stahl eingrub; kam einer oder der andere mit einem Anliegen zu ihm, so antwortete er so eigen deutlich und so gut gefaßt, als wenn er etwa mit einem Ausländer sprach, und beugte dann wieder den edlen Kopf auf sein sauberes Zahlenwerk.

Der ihm gegenüber saß, der lange Rötliche, war nichts gegen Karl Eschen. Er hatte entschieden eine Neigung, abzuschweifen und auf Gebiete zu kommen, die mit seiner Arbeit nichts zu schaffen hatten. Bald zeigte er das Bild eines schönen Mädchens, das er in der Brusttasche seines schwarzen Rockes trug, und erzählte, daß er nächsten Sonntag auf dem Süllberg mit ihm tanzen werde. Oder er kramte eine lange vornehme Schachtel aus und zeigte eine Sammlung von Schlipfen, die er von Clarkson & Son in London bezog.

Der vierte am Tisch, zwei Jahre älter als er und im letzten Jahr Lehrling, war in seiner Figur ebenso kurz und bündig wie in seiner Rede. Er wohnte draußen vor Hamburg auf einem Gut bei seinem Onkel und sprach, wenn er einmal seinen Mund auftrat, vom Jungensleben im freien Feld, von Wallanzünden und Heidebrennen, von gefährlichen Schwimmfahrten, von Pferdesturz und dergleichen und sagte, das Leben in Hamburg sei gar kein Leben und dies Kontor hätte gar kein Recht auf Existenz: die armen kindlichen Indianer mit allerhand Plünnkram betrügen und dafür ihre schönen Naturprodukte wegnehmen, wäre unehrenhaft. Bloß der Landmann hätte ein Recht auf Existenz ... Und dann lachte er halb grimmig und halb gemütlich vor sich hin.

In dem Vorderzimmer saß an seinem Schreibtisch neben der meist offenen Tür der *Chef* ganz allein. Ein zweiter Schreibtisch war verlassen; der daran gesessen hatte, war zu einer Besichtigungsreise nach den fernen Inseln gefahren. Meist saß der Chef schweigend in fleißiger Arbeit versunken. Es kamen aber auch Tage, wo von seinem Schreibtisch her von morgens bis abends kurze Befehle kamen, bald dies, bald das zur Stelle sein mußte, bald ältere Kontrakte zum Vergleichen, bald der frühere oder letzte Bericht des Geschäftsleiters auf den Inseln, bald Angebote aus dem Inlande. Dann sah das ganze Kontor sich an, und bald sprang dieser, bald jener auf und trug das Gewünschte hinüber.

Obgleich es für den jüngsten Lehrling langwierige, öde Arbeit gab, und obgleich das Tagewerk viele Stunden dauerte, war es ihm doch nie langweilig. Es brachte auch fast jeder Tag irgendwelche Bewegung in die fleißige Stille der zwölf Menschen. Und blieb der eine Tag still, so war der folgende oft um so bewegter. Bald kam der *Quartiersmann*, ein großer stattlicher Mensch, vom Hafen herauf, um dem *Buchhalter* der Hinterstube über die Lagerung irgendwelcher Waren Bericht zu geben. Oder es kamen seine Gehilfen, frische Jungen, die Proben der eben angekommenen fremden Landesprodukte in Tüten oder Säcken über der Schulter. Sie setzten sie auf den Tisch, zogen ihre großen Messer aus der Lederscheide und dämpften künstlich ihre Stimmen, daß man merkte, sie sprachen sonst im Lärm der Krane und Pfeifen und warfen mit ihren scharfen, frischen Augen einen kalten, fremden Blick auf das Schreibwerk und die Schreiberlein. Oder es kam ein *Agent* und brachte die Muster seiner Fabrik und bot sie mit großer Beweglichkeit an. Oder es kam, von fremder, heißerer Sonne verbrannt, von Brasilien oder von Ostasien ein früherer Angestellter, das alte Kontor einmal wieder zu begrüßen und zu sehen, ob noch einer von den alten Genossen da war. Er trat frisch und frei herein und stellte Fragen und wunderte sich, daß sie so viele wären, und sagte, zu seiner Zeit hätten sie wohl fleißiger gearbeitet; und die Warenleute im Hinterzimmer, die immer die ersten am Wort und die lautesten waren, spotteten dagegen an und sagten: „Zu Ihrer Zeit ging der Laden noch nicht recht, was? Wir haben ihn nun endlich in Schwung gebracht.“ Oder es kam ein *Warenmakler*, mit dem in den überseeischen Produkten über Beträge von vielen Tausenden hin und her gehandelt wurde.

Um die Mittagszeit, während die andern zum Essen gingen, war er immer eine halbe, oft eine ganze Stunde als Wache allein in den Räumen. Dann ging er umher oder stand am Fenster und sah auf die Straße hinab. Und bald, nach der Art solcher verschüchterter Menschen, wurde seine Seele lebendig und dehnte sich und stand auf und fing an, mit Phantasien zu spielen . . . Noch ein Jahr . . . dann stand er vielleicht da, an Eschens Platz, über dem großen Buch und schrieb die wichtigen Zahlen hinein, jede an ihren Platz. Er ging in das Chefbüro und in der Weise des Chefs langsam und nachdenklich auf dem Teppich auf und ab und stand am Schreibtisch, wie der Chef zu tun pflegte, und erwog in unklaren Gedanken die Sorgen, die dieser hatte . . . Und spielte so, bis die anderen wiederkamen . . . Der scheue Junge beugte wieder seinen maulwurffarbenen Kopf auf die Zahlen. Und wenn sie ihm auch noch oft wie leere Töpfe und Scherben erschienen, er war der Malerin aus seinem Wohnhaus doch sehr dankbar, daß sie ihn zur Firma Trimborn gebracht hatte.

Gustav Frenssen

Mit seinem Kaufmannsroman Klaus Hinrich Baas haben wir schon oben (Lsb. S. 14) Bekanntschaft gemacht.

4. Gretchen erzählt dem Dr. Faust von der täglichen Hausarbeit

Unsre Wirtschaft ist nur klein,
und doch will sie versehen sein.
Wir haben keine Magd, muß kochen, fegen, stricken
und nähn und laufen früh und spat;
und meine Mutter ist in allen Stücken
so akkurat!

Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage:
Mein Bruder ist Soldat,
mein Schwesterchen ist tot.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Not;
doch übernehm ich gern noch einmal alle Plage,
so lieb war mir das Kind.

Ich zog es auf, und herzlich liebt es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
so elend, wie sie damals lag,
und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.

Da konnte sie nun nicht dran denken,
das arme Würmchen selbst zu tränken,
und so erzog ich's ganz allein
mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoß
war's freundlich, zappelte, ward groß.

Des Kleinen Wiege stand zur Nacht
an meinem Bett; es durfte kaum sich regen,
war ich erwacht;
bald muß ich's tränken, bald es zu mir legen,
bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett aufstehn
und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn.
und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen
und immer fort wie heut so morgen.

Da geht's, mein Herr, nicht immer mutig zu;
doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

Aus Goethes Faustdichtung